

# Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Erntesegen (Mädchen in pommerscher Tracht) ♦ Gemälde von Arthur Krause-Carus

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasfing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasfings Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzüglich ortsüblicher Zustellungsgebühren.





# AUXOLIN KOPFWASSER

*Wenn Sie es einmal benutzt haben, werden  
Sie es nicht mehr entbehren wollen*

F. WOLFF & SOHN



Erfrischend  
wie ein Bad

ist die regelmäßige Mundspülung mit Ortizon! — Mehr noch als der kräftige Wohlgeschmack ist es die gründlich reinigende Wirkung, die ein köstliches Gefühl der Frische hinterläßt. 1 bis 2 Kugeln in  $\frac{1}{2}$  Glas Wasser gelöst, geben ein Mundwasser, das nachhaltig desinfiziert und dadurch vor Ansteckung schützt. Durch die feste Form und die handliche Packung sind Ortizon-Kugeln besonders praktisch für die Reise.



# Lauchstädter Brunnen

## Zu Haustrinkkuren

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

## Rheumatismus Gicht

Blutarmut, Bleichsucht  
Mattigkeit, Nervosität

schlechter und fehlerhafter Blutbeschaffenheit

Bestes Kurgetränk bei  
Zucker- und Nierenleiden



Zu beziehen durch Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte oder direkt durch den

**Brunnenversand  
der Heilquelle zu Lauchstädt in Thür.**

Brunnenschriften und Heilberichte  
kostenlos durch den Brunnenversand.

## Belhagen & Klasing's Monographien zur Erdkunde

Neu erschienene Bände:

### Die deutsche Nordsee, ihre Küsten und Inseln von Prof. Dr. Bruno Schulz

Mit 102 Abbildungen, darunter 19 in Farben- und Doppeltondruck, und zwei farbigen Karten. Preis in elegantem Geschenkband 7.—RM.

Das Buch wird von allen freundlich begrüßt werden, die ihre Sommerferien an der Nordsee verleben und sich gern belehren lassen über all das Eigenartige und Schöne, was die Natur dort bietet. Das reiche Abbildungsmaterial wurde mit besonderer Sorgfalt ausgewählt.

\*

### Spanien Eine Fahrt nach Andalusien von Prof. Dr. E. Schäfer

Mit 105 Abbildungen, darunter 9 in Farben- und 4 in Doppeltondruck, sowie einer farbigen Karte. Preis in elegant. Geschenkband 7.—RM.

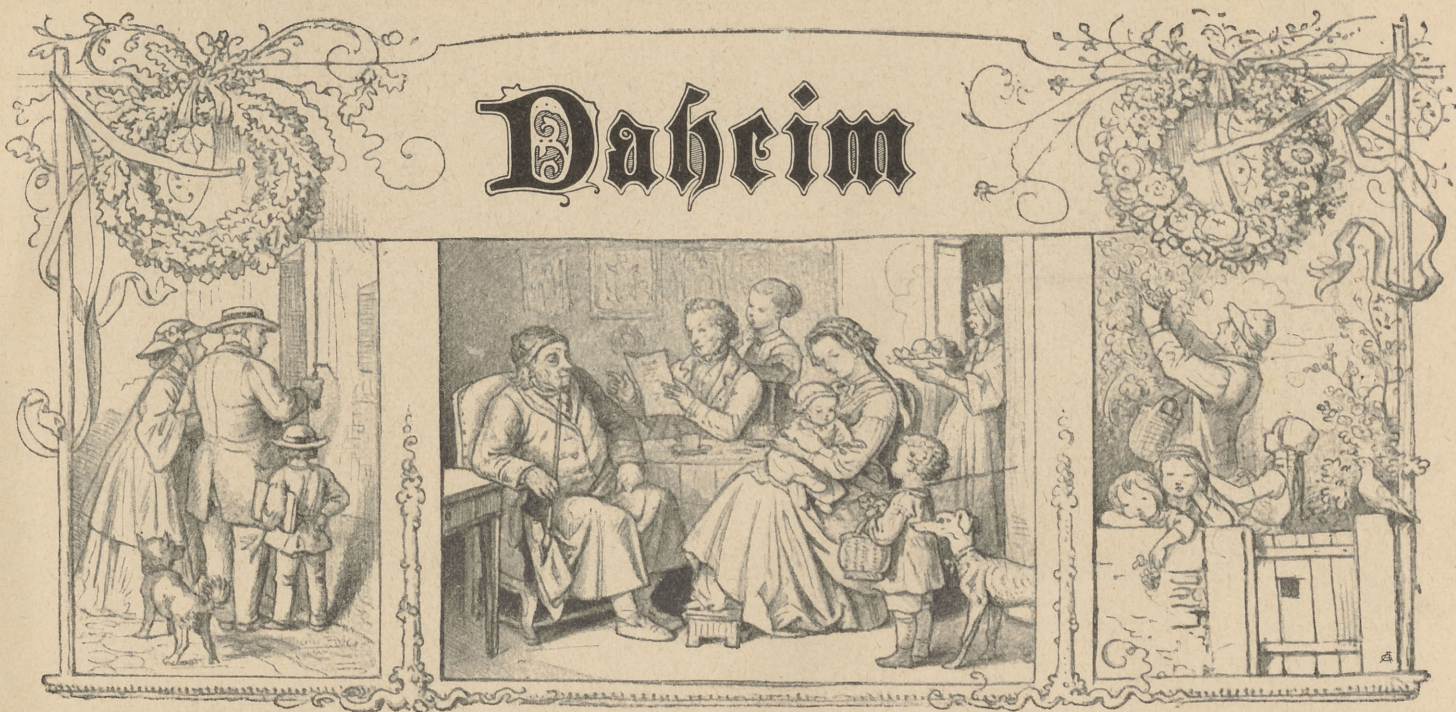
Der ganze Reichtum Spaniens an landschaftlicher Schönheit, an Licht- und Farbenfülle wird hier in Wort und Bild lebendig. Das Buch bildet im Schmuck seiner reichen farbigen Illustrierung eine wertvolle Bereicherung unserer Sammlung.

Verlag von Belhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

\*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.





64. Jahrgang. Nr. 42

14. Juli 1928

Aus der Zeit für die Zeit



Die erste deutsche Kunstflugmeisterschaft wurde in Düsseldorf ausgetragen. Die beiden besten deutschen Kunstflieger, Udet (links) und Fieseler, der Sieger (rechts), während des Wettkampfes in der Luft. (Fotoaktuell.)

Nachdruck verboten.





### Das neue Reichskabinett.

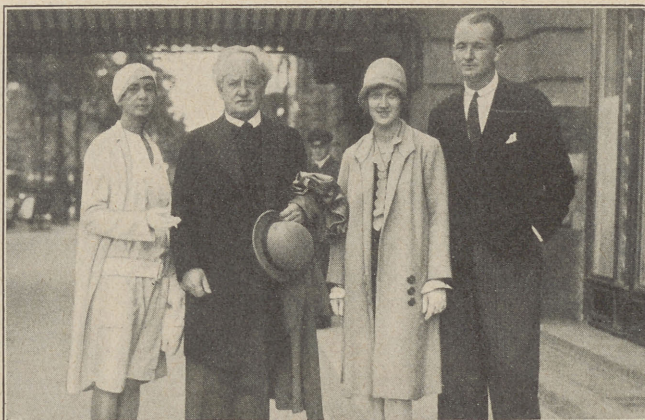
Sitzend von links nach rechts: Reichsjustizminister Koch-Weser (Dem. Part.), Reichsfinanzminister Hermann Müller-Franken (S. B. D.), Reichswehrminister Groener (fraktionslos), Reichsarbeitsminister Wiffel (S. B. D.), stehend von links nach rechts: Reichsernährungsminister Dietrich-Baden (Dem. Part.), Reichsfinanzminister Dr. Hilferding (S. B. D.), Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius (D. B. P.), Reichsminister des Innern Severing (S. B. D.), Reichsverkehrsminister und Minister für die besetzten Gebiete v. Guérard (Ztr.), Reichspostminister Dr. Schägel (Bayr. B. P.). — Reichsminister des Äußeren Stresemann (D. B. P.) fehlt. (Aufnahme S. Wolter.)



In Berlin, in dem es immer noch 45 000 Pferde gibt, wurde eine Gespannparade abgehalten; ein Brauereisiebenzug erregte besonderes Aufsehen.

Rechts daneben:

Der heimgekehrte Tibetforscher Dr. Wilh. Filchner mit seiner Tochter.



### Verlobung im Hause Hauptmann.

Von links: Frau Hauptmann, Gerhart Hauptmann, die Braut Prinzessin Elisabeth zu Schaumburg-Lippe und ihr Verlobter Dr. Benvenuto Hauptmann, der Sohn Gerhart Hauptmanns. (D. Fr. Ph. 3.)



### Deutsches Trachtenfest in Schreiberhau.

Die Biedermeiergruppe im Festzug stellte die Gevattern und Mämmen einer ländlichen Hochzeitsgesellschaft um 1830 dar. (Photothek.)



Auf dem Sommersportfest der Studentinnen aller Hochschulen wurde ein „lebendiger Appell“ an die Behörden gerichtet.

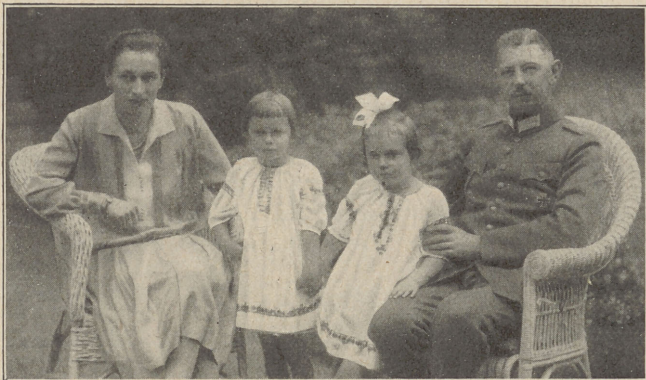




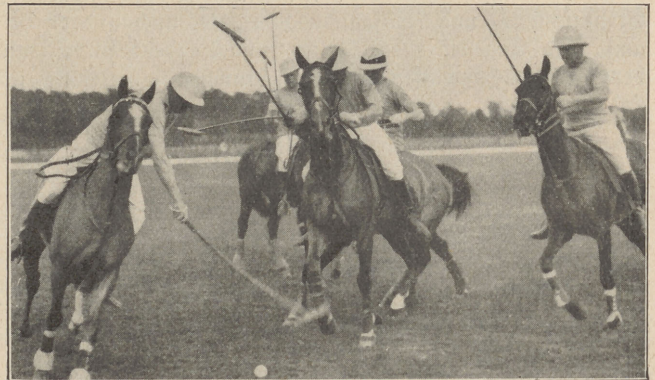
Eine neue deutsche Bergbahn auf den 1113 m hohen Predigtstuhl bei Bad Reichenhall wurde am 1. Juli eröffnet. (Kreiser & Co.)



Ein lebendes Flugzeug stellte ein Lehrer dar, um den Kindern das Gewicht der „Bremen“ klarzumachen. Die aufgebauten 70 Kinder wiegen zusammen wie die „Bremen“ 2500 kg. (Photothek.)



Hindenburg wurde ein Enkelsohn geboren. Die Eltern des Kindes: Der Sohn des Reichspräsidenten und seine Gattin, geb. Frein v. Warentholz, mit ihren beiden erstgeborenen Töchtern.



In Frohnau, dem Pferdesportplatz im Norden Berlins, wurde auch dieses Jahr wieder ein internationales Polo-Wettspiel abgehalten. Ein Bild aus dem Kampf Hamburg—England. (Fotoaktuell.)

## Meine Jagdflinte. Von Oskar Vormbaum.

Als Jagdgast weile ich für einige Tage bei meinem alten Freunde, dem Forstmeister. An einem herrlichen Sommermorgen will ich gerade mit meinem alten Drilling über der Schulter auf die Pirsch gehen, als mich auf der Straße vor dem Forsthause ein anderer von grüner Farbe — der Landjäger — trifft und anhält. Er deutet auf mein Gewehr und fragt mich: „Haben Sie einen Jagdschein?“ und als ich bejaure, ihn nicht bei mir zu führen: „Dann haben Sie doch wenigstens einen Waffenschein?“ Auch diese Frage kann ich nicht bejahen, und der gestrenge Hüter des Gesetzes erklärt: „Eigentlich müßte ich jetzt Ihr Gewehr beschlagnahmen und Sie anzeigen, aber Sie sind mir als Gast des Forstmeisters bekannt und der ist selbst Amtsvorsteher. Diesmal will ich ein Auge zudrücken, aber besorgen Sie sich bald das eine oder das andere. Vom 1. Oktober 1928 wird es doch sowieso anders.“

Vom Pirschgang zurückgekehrt, erzähle ich meinem Freunde den Vorfall. Er ist erstaunt über meine Unkenntnis und begibt sich, da er aus dienstlichen Gründen das Reichsgesetzblatt hält, mit mir in die Jagdgründe des Rechtes, wo wir einige gute Lehren über den Fall zur Strecke bringen.

Die Staatsbeauftragten Ebert und Scheidemann haben am 13. Januar 1919 eine noch jetzt gültige Verordnung über den Waffenbesitz erlassen, um die zahlreichen, teils aus dem

Kriege mitgebrachten oder während und nach der Staatsumwälzung geraubten Schießwaffen wieder in die Hand der Staatsgewalt zu bringen. Sie befiehlt, alle solche Waffen und Munition innerhalb bestimmter Frist abzuliefern und bestraft deren unbefugten Besitz, unter erschwerenden Umständen sogar mit Zuchthaus. Das hat zwar dazu beigetragen, wieder etwas mehr Ordnung im Lande zu schaffen und zahlreiche Schußwaffen zu beschlagnahmen, aber trotzdem besitzen Tausende sie noch insgeheim, tragen sie stets mit sich herum und denken gar nicht daran, sie abzuliefern, wenn nicht gerade ein Zufall sie verrät. Schießereien von Jugendlichen mit dem Revolver sind nach wie vor häufig, und die Gerichte wissen etwas davon zu erzählen.

Um noch mehr durchzugreifen, hat der in diesem Jahre auseinandergegangene Reichstag noch zu guter Letzt und ganz still und leise die Verordnung von 1919 aufgehoben und durch das Gesetz über Schußwaffen und Munition vom 12. April 1928 einen neuen Rechtszustand geschaffen, den jeder Jäger und Schütze und sonst zum Schußwaffengebrauch Berechtigter kennen muß.

Dieses neue Gesetz will so weit als möglich verhindern, daß Schußwaffen in die Hände Unberufener gelangen. Deshalb dürfen Schußwaffen und Munition nur gegen einen von der Polizeibehörde für ein Jahr oder eine kürzere Frist



ausgestellten Waffen- oder Munitionserwerbschein überlassen — d. h. verkauft oder geliehen — oder erworben werden. Um Schützenvereinen ihr Schießen und überhaupt den anständigen Schießsport nicht zu beeinträchtigen, sind für polizeilich genehmigte Schießstände Erleichterungen getroffen worden, auch für Behörden bestehen Ausnahmen. Wer Schusswaffen oder Munition erbt, muß dies binnen sechs Wochen, nachdem er Kenntnis davon erhalten hat, der Polizei anzeigen.

In meiner Wohnung, meinen Geschäftsräumen und meinem befriedeten Besitztum, z. B. meinem Garten, darf ich eine Schusswaffe haben. Will ich sie aber außerhalb führen, so muß ich einen von der Polizei ausgestellten Waffenschein bei mir tragen, außer bei dem Waffengebrauch auf polizeilich genehmigten Schießständen. Wer einen Waffenschein hat, braucht keinen Waffen- oder Munitionserwerbschein. Der zukünftige Waffenschein des neuen Gesetzes gilt für das Gebiet des ganzen Deutschen Reiches, sofern er nicht ausdrücklich auf einen engeren Bezirk beschränkt wird.

Nicht jeder erhält aber den Schein. Dem Schießunfug nicht nur dummer oder verrohter Jungen, sondern auch Erwachsener muß durch Verbote gesteuert werden. Der Erwerb und in diesen Fällen auch der Besitz von Schusswaffen und Munition ist Jugendlichen unter 20 Jahren — noch besser wäre unter 25 —, Entmündigten oder geistig Minderwertigen, Zigeunern oder nach Zigeunerart umherziehenden Personen, also Landstreichern, ferner wegen Gewalttaten, z. B. Totschlag, Körperverletzung, Raub, Einbruch, Diebstahls, Jagdvergehens Vorbestraften und Personen unter Polizeiaufsicht im allgemeinen zu versagen. Die Scheine können dem Inhaber auch wegen Mißbrauchs wieder entzogen werden. Die Angehörigen der deutschen Wehrmacht, Polizei-, Grenzaufsichts- und Zollfahndungsbeamte, auch andere Beamte und Angestellte der Reichs- und Landesbehörden mit dem Rechte Schusswaffen zu führen, brauchen keinerlei Schein.

Die Scheine werden gegen Gebühren ausgestellt, deren Höhe noch bestimmt werden wird.

Damit die Pflege der Jagd nicht gestört wird, soll der Jahresjagdschein eines deutschen Landes, solange er gilt, für Jagdwaffen und -munition den Waffenschein, sowie Waffen- und Munitionserwerbschein ersetzen und im ganzen Reichsgebiet den Inhaber zum Führen einer Waffe auf der Jagd, beim Jagdschutz und Übungsschießen und auf den dazu gehörenden Hin- und Rückwegen berechtigen.

Weniger die einzelnen Jäger und Schützen als den Waffenfabrikanten und Waffenhändler interessiert die Vorschrift, daß nicht nur der Handel, sondern auch die Herstellung und das Ausbessern von Waffen und Munition von der Polizei genehmigt und daß im Inland nach sechs Monaten seit dem Inkrafttreten des Gesetzes nur mit der Firma oder dem Warenzeichen des Herstellers oder Händlers und mit fortlaufenden Herstellungszahlen versehene Schusswaffen verkauft oder überlassen werden dürfen.

Mit Gefängnis bis zu drei Jahren und mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen wird bestraft, wer gegen das Gesetz verstößt, besonders Schusswaffen oder Munition ohne Schein kauft, verkauft oder besitzt oder eine solche gefährliche Erbschaft nicht rechtzeitig anzeigt. Außerdem können alle Waffen und Munition weggenommen (eingezogen) werden. Aber auch die Eltern, Pflegeeltern, Vormünder, Lehrerinnen sind bei Strafe verantwortlich dafür, daß die zu ihrer Hausgemeinschaft gehörenden, ihrer Aufsicht unterstehenden Personen unter 20 Jahren nicht mit dem Schießgewehr spielen.

„Du darfst daher,“ sagte mein Freund, der Forstmeister, „deine Flinte zu Hause ruhig ohne Waffenschein stehen lassen. Kommst du aber wieder heraus zu mir, so besorge dir womöglich noch vor dem 1. Oktober 1928 einen Waffen- oder Jagdschein. Denn an diesem Tage tritt das neue Gesetz in Kraft, und der Landjäger hat recht.“

## Albrecht Dürers Haus in Nürnberg.



Buchstabe aus einem Holzschnitt-Alphabet Albrecht Dürers.

Alle Werte werteten sich um, seit der Meister vor 400 Jahren die Augen schloß. Die Welt hat sich gewandelt.

Grenzen fielen, Staatsformen fielen, Entfernungen schrumpften unter Erfindungen zusammen; der Geschmack wechselte, die Moden wechselten. Was zu seiner Zeit noch als Zauberei galt, ist heute Alltätigkeit. Nichts scheint geblieben. Und doch steht eines fest und unberührt, ja unbefehdet da:

seine Kunst. — Zu seiner Zeit gab es mehr der Großen. Zu seiner Zeit gab es mehr Männer, deren Namen heute noch unvergessen sind. Aber ihre Werke bestehen nicht mehr, ihr Tun und Denken wurde von der Zeit widerlegt. Der Fortschritt ging über sie hinweg. Seine Werke und sein Tun behielten Bestand.

Viel verfiel in diesen vierhundert Jahren. Viele Mauern zertrümmerte die Zeit, viele Häuser riß die Spitzhade ein. Nicht immer um Besserem Platz zu machen. Geschäftssinn war oft stärker als Pietät und Ehrfurcht vor dem Schönen. Deshalb müssen wir dankbar sein, daß uns die Stadt Nürnberg am Tiergärtnerort jenes Gebäude erhielt, in dem der Meister die letzten zwanzig Jahre seines Lebens verbrachte, in dem er am 6. April 1528 verschied.

Winklig ist das Haus und von verschobenem Grundriß. Aber es ragt hoch, die Fenster der oberen Stockwerke, die noch unverändert jener Zeit entstammen, sind breit und lassen das Licht voll ein, das Licht, dessen der Künstler zu seinem Schaffen so stark bedurfte, das helle, volle Licht, nach dem er wohl eine Sehnsucht von seinen italienischen Studienfahrten mitgebracht hatte.

Als Dürer am 5. Juni 1509 dies Haus erwarb, war es

nicht mehr neu; seine Bauweise deutet darauf hin, daß es um 1450 gebaut sein wird, das dunkle Fachwerk, die Galerie, der edige Erker weisen auf spätgotische Zimmermannskunst hin, auf das Erzeugnis eines veredelten Handwerks, das der reinen Kunst innig nah verwandt war. Die späteren Jahre nach Dürer haben viel an dem Bau herumgeflickt. Besonders das Erdgeschoß wandelte sich, Torbogen und Fenster formten sich im Sinne der Renaissance um. Und doch: es blieb Dürers



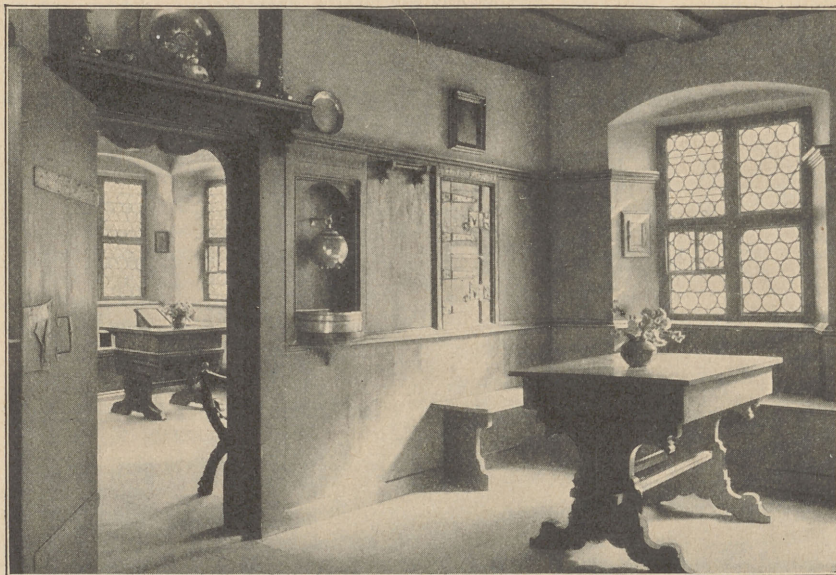
Dürers Wohn- und Sterbehaus in Nürnberg.



Haus. — Wir wissen heute nicht mehr mit Bestimmtheit, wie der Meister die einzelnen Räume dem täglichen Gebrauch zugewiesen hatte. Wir können es uns nur rückwärtend konstruieren. Jene hellen, großen Räume des zweiten Stockes, die breitfenstrig auf den Platz führen, waren wohl sein Arbeitsreich: hier saß er im Licht mit Stichel und Nadel, schnitt in die Holztafel und stach in die Kupferplatte, hier standen seine Staffeleien, hier rieb er seine Farben. Aber hier lehnte er sich wohl auch, wenn die Sonne sank und die Dämmerung seinem Schaffen ein Halt gebot, im breiten Sessel zurück, einen Folianten vor sich, studierend, sich belehrend, ein nimmer müder, nie satter Geist. Dann und wann mag er aufgeschaut haben: sein Blick traf die graden, ruhigen Formen der Burg, ruhte sich auf den wetterdunklen Schiefer des langen Daches aus, streifte über den winkelfreien Platz, auf den abends aus der Mauergasse und der Zieselstraße die Mägde an den Brunnen kamen, wo die Burtschen zu ihnen traten. Wortspiel und Scherz gab es da, und der arbeitsmatte Meister fand dann vielleicht endlich das milde Lachen, das ihm sonst im Banne des strengen Hausregiments seines Weibes so fern lag. Diese Dämmerstunden am Fenster mögen die besten Ruhestunden gewesen sein, wohl auch die Stunden des Nachdenkens über neue Werke, über neue Folgen des graphischen Schaffens, über neue tiefdurchdachte, fast philosophisch aufgebaute Blätter seines Griffels, seiner Nadel.

In diesen Arbeitsräumen stehen wir heute mit besonderer Ehrfurcht und Scheu — alle anderen werden mehr vom lauten Walten der Frau Agnes erfüllt gewesen sein. Wir wissen ja, daß sie weidlich schelten konnte, und ihre harten Worte werden oft durch die verrückte Küche geschallt haben, werden die runden Treppen hinauf bis an des Meisters Tür gedrungen sein, des Meisters, der dann leicht aufseugend seine Arbeit unterbrach.

Gern verließ er seine Arbeitsräume wohl nicht, um zur



Ecke im Wohnzimmer Dürers mit Blick ins Wohnzimmer.



Blick von Dürers Arbeitszimmer nach der Burg, ein Motiv, das öfter in seinen Bildern zu finden ist.



Die Küche im Dürerhaus. (Aufnahmen von Kurt Grimm, Nürnberg.)

Mahlzeit in die Eßtube zu gehen, um sich am eichenen Tische niederzulassen und aus den irdenen Schüsseln den Brei zu löffeln, während Frau Agnes ihn argwöhnisch betrachtete.

Gern wird er auch nicht zum Abendischwatz in die Eßwohntube gegangen sein, um sich an den Ofen zu lehnen und seiner Frau zuhören zu müssen.

Lieber war ihm wohl der Weg treppauf, wo er seiner betagten Mutter — sie war sechzig Jahr, als er in das Haus einzog — Quartier gemacht hatte, eigentlich gegen den Willen des eignen Weibes.

Nein, sie war ihm keine gute Frau geworden, die Agnes

Frei. Er hatte ja auch nicht nach dem Herzen geheiratet, sondern nach dem Geldbeutel, nicht nach eigner Wahl, sondern nach dem Wunsch und auf Drängen der Eltern, die den Sohn so gern gut versorgt wissen wollten, dabei aber seines geistigen Wohles so wenig gedachten, des geistigen, dessen er, der Künstler, sonderlich bedurfte. — Und doch: ohne die Freische Mitgift hätte Dürer das Haus am Tiergärtnerort nicht erwerben können. Denn es war teuer. Es kostete zweihundertfünfundsiebzig Goldgulden, die bar erlegt werden mußten. Das war ein Kapital in jener Zeit, das sich durch künstlerisches Schaffen nicht ersparen ließ. Das „Rosenkranzbild“, das die Nürnbergerische Kaufmannschaft erwarb, hatte ja einiges gebracht, aber ein Haus davon kaufen, war unmöglich. Und was die Kunst sonst brachte, trug das tägliche Leben auf, trotzdem Frau Agnes die Groschen zusammenzuhalten mußte. Es mag manchen Kampf gekostet haben, ehe sie ihren Mitgiftanteil für den Hausankauf freigab. Sie hatte ja kein Verständnis dafür, wie bitter notwendig ihr Mann das eigne Heim, die großen, hellen Arbeitsstätten hatte.

Er hatte ja vorher ziemlich unstet gelebt. In einem der Pirkheimer-Häuser am Nürnberger Herrenmarkt war er am 21. Mai 1471 geboren, hier hatte er auch seine Kinderzeit verbracht, bis sein Vater das städtische Haus in der oberen Schmiedgasse erwarb, in dem er zum Jüngling wurde. Dem Brauch nach mußte er als Lehrling dann in das Haus seines Meisters Michael Wohlgemuth ziehen, aus dem er seine Wanderjahre antrat.



Nast ein halbes Jahrzehnt war er auf der Walze, hatte bald im Elsaß, bald in der Schweiz Lehrstelle und Quartier, zuletzt in Strassburg, wo er den Buchholzschnitt erlernte — die große Wendung in seinem Leben. Als er nach Nürnberg zurückkehrte, zog er wieder zum Vater. Vom elterlichen Hause aus heiratete er dann Pfingsten 1494, aber schon im Jahr drauf trieb es ihn wieder auf Wanderschaft, nicht mehr auf die des fahrenden Gesellen, sondern auf die der Kunst. Der Sonne, dem Licht entgegen ging es — nach dem Süden, nach Italien, hin zu den großen Meistern. Bis 1506 ist sein Leben ein unstetes Hinundher zwischen Nürnberg und jenem Quelland der Kunst. Erst als der Hauserwerb in Möglichkeit rückte, wird er sesshaft, erst als er das Heim hatte, blieb er in der Heimat. Und nun entstanden am Tiergärtnerort seine besten Werke. Sie wanderten hinaus und sind im Laufe der 400 Jahre

weiter und weiter gewandert. Wenig ist in der Nachbarschaft des Dürerhauses geblieben; München und Berlin, Dresden und Wien, London und Paris, Rom und Florenz, Madrid und manches Palais jenseits des Ozeans bergen heute die Schätze, die der Hausherr zwischen Mauer- und Zieselgasse einst schuf. Die Werke zerstreuten sich, seien wir dankbar, daß uns wenigstens die Stadt erhalten blieb, wo die „Krönung der Marie“, wo das Dreifaltigkeitsbild, wo die „Madonna mit dem Apfel“ vollendet wurden, wo ihm Hans Imhof, Jakob Muffel, Johannes Kleeberger, Hieronymus Holzschuher zum Porträt saßen, wo Dürers Nadel und Stichel so fleißig waren, wo Peter Vischer so manchmal mit ihm im klugen Gespräche geessen, wo deutsch geschafft und deutsch geredet wurde, wo die edle Kunst wuchs. Vor 400 Jahren. Es ist lange her! —

Johannes Berke.

## Die Reise. Von Erwin Sedding.

Konrad Rehberger übergab dem Chauffeur seinen Koffer und stieg in die Droschke. „Bahnhof!“ sagte er kurz.

Wie lange er sich auf diesen Moment gestreut hatte! Endlose Wochen! Nun war der erträumte Urlaub Wirklichkeit geworden: die Stadt, die langweilige, alltagsgewohnte Stadt mit ihrem grauen Arbeitsgesicht gab ihn frei!

Konrad Rehberger atmete tief. Überlegen schaute er um sich her. Minuten noch, und alles lag vergessen in einer Wolke von Dunst, Rauch und Staub; die Welt öffnete sich dem rasenden Zuge, neue Ereignisse, neue Bilder.

In der Bahnhofshalle studierte Rehberger noch einmal den Fahrplan. Er kannte ihn längst, gewiß. Aber diese Zahlen taten den Augen so unendlich wohl. Zwei Stunden D-Zug, zehn Minuten Wartezeit, — Umsteigen in die Kleinbahn, 17 Uhr 15 Ankunft am ersten Ziel. Und dann —

„Entschuldigen Sie, — wie komme ich am schnellsten zum Botanischen Garten?“ sagte plötzlich eine Stimme dicht neben ihm. Rehberger wandte sich um. Er hatte keine Ahnung, wo der Botanische Garten liegen mochte. „Bedaure“, gab er zurück. „Vielleicht fragen Sie drüben die Gepäcträger.“

Vor dem Zeitungskiosk war eine Doppelfront wunderbarer Reisebücher ausgebreitet. Wie ein Film rollte hier die Erde ihre Schönheiten auf. Draußen piff eine Lokomotive, — die Luft war internationaler Träume voll.

Aber wieder drängte ein Unbekannter sich unangenehm zwischen Rehberger und die Romantik. Rehberger wollte gerade ein Heftchen über „Luftveränderung und Verdauungsstörungen“ kaufen, als jener ihn fragte, mit welcher Straßenbahn man das Hygiene-Museum erreiche.

„Hygiene-Museum? — Warten Sie einmal. Ich glaube, — nein, doch nicht. Fräulein, wissen Sie, welche Linie zum Hygiene-Museum führt?“

Die Verkäuferin gab bereitwilligst Auskunft, der Fremde

griff dankend an die Mühe. Rehberger aber kaufte unterdessen die Broschüre über das Wetter und den Wagen.

Zwischen ihm und den Fahrkartenschaltern floss ein undurchdringlicher Menschenstrom. Der Lokomotivenpiff war die Meldung eines eben einlaufenden Zuges gewesen. Wohin diese Leute nur wollten?!

Er wartete. Eine junge Dame, dem rücksichtslosen Vorwärtsdrängen nicht gewachsen, flüchtete an seine Seite. Sie hatte helle Kinderaugen und sehr kleine, zierliche Füße.

Sie sagte: „Unter diesen Umständen verzichte ich auf die ‚Führung‘. Ihnen geht es wohl ähnlich, ja?“

Rehberger erschrak. Er hatte sich auf die farbigsten Abenteuer vorbereitet, aber diese Stimme verwirrte ihn.

„Was für eine Führung meinen Sie?“ stotterte er.

„Nun, — die Stadtbefichtigung. Ich denke, man schließt sich den anderen erst wieder an, wenn der Sonderzug zurückfährt? Bis dahin wäre es besser, seine eigenen Wege zu gehen. Wenn man nur jemanden hätte, der ein wenig Bescheid weiß, — ich bin hier völlig fremd.“

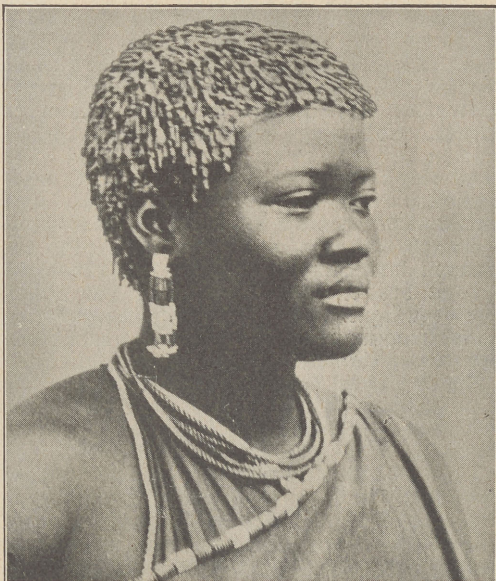
Konrad Rehberger begriff. Das Mädchen hielt ihn für einen Mit-Teilnehmer ihrer Reisegeellschaft! Daher diese Vertraulichkeit, diese entzückende, selbstverständliche Kameradschaft!

„Ich — ich kenne die Stadt von früher her,“ log er plötzlich und schaute an der Fremden vorüber. „Vielleicht könnten wir gemeinsam —“

„Wollen Sie? — Oh, das trifft sich aber prachtvoll!“

Während das Mädchen alle Sehenswürdigkeiten aufzählte, die diese große, geheimnisvolle, unerschöpfliche Stadt enthielt, nahm Konrad Rehberger seinen Koffer in die Rechte. Energisch und ohne Bedenken. Und als er an ihrer Seite den Bahnhof verließ, hatte er das eigentümliche Empfinden, daß er in ein fremdes, noch nie geschautes Land trete.

## Sollen wir verniggen?



Die Bantu-Negerin im verslochtenen gefärbten Haarschmuck und — —

In einem großen Berliner Theater wird eine „schwarze Revue“ gegeben. Sommerware des Theaters. Aber selbst für einen heißen Sommer eine arge Zumutung an den Staatsbürger. Schwarze Tänzer und Tänzerinnen, schwarze Sänger, schwarze Musikanten (wenn dieser Ausdruck überhaupt in diesem Falle zulässig ist), schwarz, schwarz und wieder schwarz. Töhlen, steppen, jassen! Und es finden sich Menschen, die im Berliner Westen wohnen und hier Beifall klatschen und „Wunderbar!“ rufen. Nicht aus ihrer eigenen Überzeugung heraus, wie ich zu ihrer Entschuldigung annehmen will, sondern weil sie gehört haben, daß



— — die verslochtene, das Haar verdeckende bunte Kappe der „mondänen Dame“.



man diesen Niggern auch in dem hochkultivierten und angebeteten Ursprungsland des Dawesplanes zuzubelt. Kritiklose Übernahme von Anerkennung ist bei uns ja leider seit langem gang und gäbe. Bei ihrer Begeisterung sehen diese Hingerissenen aber nicht, daß es sich in jener schwarzen Revue um schwarze Stars dritter Ordnung handelt, die in Newyorks Hafenvierteln den wahren Kenner gähnen machen würden.

In Strindbergs „Traumspiegel“ sagt die Tochter Indras: „Es ist schade um die Menschen!“ Sie hat recht. Immer wieder muß man dem Satz nachdenken. Es ist schade, wenn der Mensch nur zum Nachahmer wird, wenn er auf der Suche nach Neuem ist. Erst kam der Jazz- und Steptamel und brachte die Verniggerung des Tanzes, das heißt einer einst ästhetischen Kunst von europäischer Kultur. Tanz war ein Wert — er wurde Unwert. Jetzt beginnt die Mode der „Wilden“ auf die Mode der weißen Rasse abzufärben. Die Sucht nach über-großem unechten Schmuck, das Behängen mit prokigen Ketten und schlechter Bijouterie, bestimmte Formen moderner Hüte, der gern ge-wählte übertriebene abendliche Kopfsputz zu sogenannten großen



— — eine uralte Mode im mittleren Afrika.



Die Riesenhohrringe, die das Neueste für Großstadtbälle sein sollen, und — —

Toiletten — all das beschreitet den Weg der Verniggerung. Und hierin liegt eine Gefahr.

Es ist ja nicht nur äußerlicher Tand, es sind ja nicht nur alberne Mode-torheiten; es ist eben die Mode selbst. Und Mode ist immer ein Aus-druck der Zeit. Ein Wechsel-spiel setzt ein: verworrne Zeit drückt sich in Wirrnissen des Geschmacks aus, die Wirrnisse aber wieder färben auf die geistige und seelische Ein-stellung der Menschen ab. Eine vernig-gerte Mode läßt auch die geistige Ein-



Alter Westsudaneese und — — die Berliner Theaterbesucherin in gleicher Kopfbedeckung. (Bilder des Presse-Photo, Berlin.)



stellung der Träger verniggern — die Sitten verwildern. Gefahr ist im Anzuge. Es heißt: gebt acht! Bremst! Lacht nicht über diese Erscheinungen, sondern fragt: woher kommen sie und wohin führen sie?

Woher kommen sie? aus der Anbetung des Fremden, die dem Deutschen leider so nahe liegt, aus dem Unverstand etwas, das anderswo als Scherz oder Extravaganz ge-zeigt wurde, als bitteren Ernst und als das Neueste vom Neuen zu nehmen, kritiklos zu übernehmen. — Wohin führen sie? zur Entdeutschung, zum Verlust unserer natio-nalen Eigenarten, die sich auch im Außerlichen ausdrücken sollen, und auf dem Wege über volksfremde Moden zu volks-fremden Sitten und weiter zu volksfremdem Denken hinüber-

leiten. Noch ist der Kreis der Niggerfreunde klein, aber lei-der liegt sein Bogen zum Teil innerhalb derer, die zur „Intelligenz“ zählen. Des-halb ist dop-pelte Vorsicht, dreifaches Auf-merken von not. Der Kreis kann sich schnell er-weitern. — Die Warnung heißt: „Gebt acht!“ — Die Frage heißt: „Verniggern wir?“

Georg Gock.

## Jupiter, der Wettermacher. Von R. Bilau.

Wärme und Kälte und ebenso der tiefe oder hohe Luft-druck ist auf unserem Erdball ebenso ungleich verteilt wie die großen Wasserflächen und die zusammenhängenden Kontinente. Unsere Wetterpropheten verfolgen alle Regungen unseres Luftozeans durch ein ausgedehntes Nachrichtenwesen; Wetter-telegramme und jetzt auch Radio sind ihre Helfer. Aus lang-jährigen Beobachtungen haben sich gewisse Schlechtwetter-strassen herausgeschält. Wenn ein Tief etwa von Island her

Europa ansteuert, so kann bereits vorausgesagt werden, welche Wege es wohl einschlagen könnte. Diese erdgebundene Wetter-vorausage ist jedoch allzuhäufigen Störungen unterworfen, ohne daß unsere Meteorologie sich Rat weiß. Wenn Ozean-flieger startbereit lagen und endlich von der Meteorologie dem-nächst gutes Flugwetter vorausgesagt wurde, so mußte trotz-dem im vergangenen Jahre immer wieder mit Bedauern ein neuer Kaltluftseinbruch festgestellt werden. Als sicherster Vor-



posten für unsere europäische Wetterprognose hat sich bisher Island erwiesen. Nobiles Unternehmen zieht jedoch die Aufmerksamkeit der Meteorologen noch weiter nach Norden hin, wo die fürchterlichen Polarstürme in ungeahnter Wut dahinbrausen. Sehr kühne Leute lassen jedoch bereits alle stilisierten Wetterbilder und Wetterfronten beiseite und suchen den Ursprung unseres Wetters in Höhen über 10 000 m; dort soll das Wetter gebraut werden.

Der kühnste Beobachter ist Hörbiger, der Wiener Ingenieur, der schon vor 30 Jahren mit seiner Welteislehre in ganz großzügiger Weise nicht nur unsere Großwetterlage erklärte, sondern überaus geniale Theorien über kosmische Vorgänge aufstellte, daß die Fachgelehrten darob in helle Aufregung gerieten. So oft sich auch allein in geschichtlicher Zeit die Auffassung des Weltbildes verschoben hat, so oft sind die Bringer umwälzender Ideen verfolgt, verlacht, wenn nicht gar gefoltert worden. Das Vorurteil ist nun einmal eine angeborene menschliche Schwäche, die aber schließlich doch nicht den Fortschritt aufhalten kann. Über die Periode geistiger Folter als Reher an der Schulweisheit ist Hörbiger hinaus. Nur noch selten wagten sich Einwände vor, die jedesmal bald widerlegt werden. Immer größere Kreise, neuerdings besonders auch akademische Leuchten, zieht Hörbiger nach sich.

Auf knappem Raum kann hier nur ein ganz kleines Kapitel aus den allumfassenden und so überaus fein verwobenen und gut begründeten Lehren Hörbigers herausgegriffen werden. Auf knappstem Raum soll hier nur die Rolle des Jupiter als Wettermacher aus der Gedankenfülle herausgegriffen und behandelt werden.

Gewaltige Eisbrocken ruhen in der Milchstraße. Das Hörbiger'sche Weltbild macht diese Tatsache zur Gewißheit. Niemand war dort, um sich davon zu überzeugen, aber auch niemand kann beweisen, daß das schimmernde Band der Milchstraße kein Eis enthält. Nehmen wir hier also einmal an, daß Eisstücke von Waggongröße an in Milchstraßenferne einen Kranz um unser Sonnensystem schließen. Der Kranz mißamt dem gesamten Sonnensystem durchheilt den Weltenraum in einer ganz bestimmten Richtung und Geschwindigkeit, die jedem Fachmann genau bekannt und jedem Gebildeten geläufig ist. Kein Wunder, daß auf dieser rasenden Fahrt Eisstücke zurückbleiben, und zwar immer in bestimmter Richtung zurückbleiben, wie Abb. 1 darstellen soll. Inmitten des Kranzes lockt die Sonne als gewaltig anziehender Magnet die abstürzenden Eisstücke an sich. Die Sonnenflecke geben Kunde von diesen Eiseinbrüchen. So interessant die Sonnenfleckentheorien auch sind, wir eilen hier daran vorbei, um festzustellen, daß die Eisbrocken aus der Milchstraße sich unter der Anziehung der Sonne und der kosmischen Rotationen zu einem Trichter formen müssen, dessen Wände hauptsächlich Eisstücke enthalten, während das Trichterinnere durch Schleuderwirkung leer ist.

Die um die Sonne kreisenden Planeten schlagen nun beim Passieren des Trichters Löcher in die Trichterwände hinein.

Weitaus das stärkste Loch reißt der Jupiter mit seiner gewaltigen Größe, die die Erde um das 1300 fache übertrifft. Acht Monde hält er im Bann, von denen der äußerste 70 mal so weit von ihm entfernt ist wie unser Mond von der Erde. Denkt man sich die Erde so groß wie einen Stecknadelfopf, so hat der Uranus die Größe einer kleinen Erbse, der Neptun hätte dann Kirschkerngröße, während der Jupiter die volle Größe einer Kirsche hätte. Die Eismassen, die der Jupiter mit sich reißt, sind daher gewaltig; er drückt dem ganzen Eiszustrom zur Sonne seinen Rhythmus auf. Da der Jupiter sich in etwas über

elf Jahren einmal um die Sonne bewegt, so wird auch der Eiszustrom sich in etwa elfjährigen Perioden regelmäßig ändern müssen. Langjährige Beobachtungen haben denn auch einwandfrei erwiesen, daß die Häufigkeit der Sonnenflecken tatsächlich diese elfjährigen Perioden aufweist. Die Erde, die einmal im Jahre die Sonne umkreist, durchschneidet auch jährlich einmal jede Trichterwand und muß dabei an eigenen Leibe spüren, daß der Eiszustrom alle elf Jahre besonders stark ist. Ziemlich scharf begrenzt ist die Augustwand (siehe Abb. 2). Aus dem Trichter werden durch die kreisenden Planeten große Mengen Eis herausgedrängt, stürzen an der Sonne vorbei, können ihr aber doch nicht entfliehen und fallen nun aus leicht begreif-

lichen Gründen genau von der Gegenseite her gleichfalls zu einem Gegentrichter geformt auf die Sonne. Die Wände des Gegentrichters (B der Abb. 1) sind naturgemäß weit dünner und verschwommener, als die des Haupttrichters (A der Abb. 1).

Wir haben in diesem Mai genügend stark in Form langer Kältezeit den Durchlauf durch die Trichterwände verspürt, denn 1927/28 sind die Trichterwände infolge des Fehlens der Einwirkung des Jupiter besonders reichlich mit Welteis gefüllt. Die Periode der Sonnenflecken hat ein Maximum erreicht. Hörbiger hatte aus dieser Tatsache bereits vorher den Schluß gezogen, daß wir im August 1927 ein für die Ozeanüberquerung besonders ungünstiges Wetter haben würden, und zwar hat er diese Ansicht bereits in einem Briefe im Juni 1927 ausgesprochen. Aus dem Schema nach Abb. 2 kann man die damals tatsächlich eingetretenen Schlechtwetterperioden verfolgen. Die Ansätze zum Ozeanflug mußten scheitern und scheiterten.

Hier sei noch erwähnt, daß solch ein von der Erde eingefangener Milchstraßen-Eisblock natürlich nicht in einem Stück auf die Erde niederfällt. Genau wie der Mond, nur viel schneller schraubt sich die Eismasse an die Erde heran, explodiert durch die Reibung an der Erdluftschicht, die bei den ungeheuren kosmischen Geschwindigkeiten dem einbrechenden Eise gegenüber fast wie eine feste Masse wirkt. Besonders an Höckern der Luftschicht, wie sie regelmäßig jeden Morgen und Abend durch einen erhöhten Barometerstand angezeigt werden, zerfallen diese Boliben, um als Hagel oder als Regen und Sturm und als Kälteeinbruch bis auf die feste Erdkruste herunterzuschlagen.

Wer sich einmal in den Bann des Ideenkreises der Welteislehre begeben hat, der kann sich von der Großartigkeit dieses Bildes kosmischen Geschehens niemals wieder losreißen, er wird weiter darüber nachdenken und nach völliger Kenntnis der Hörbiger'schen Behauptungen entschleierte sich ihm das Weltgeschehen zu immer klareren Zusammenhängen.

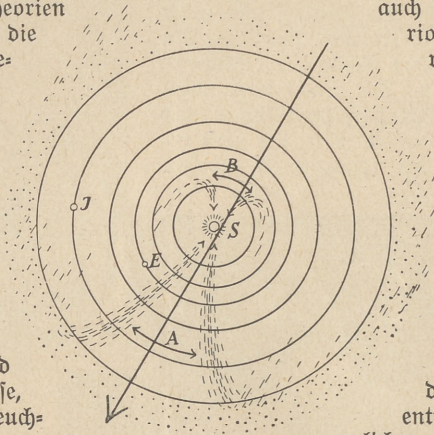


Abbildung 1.

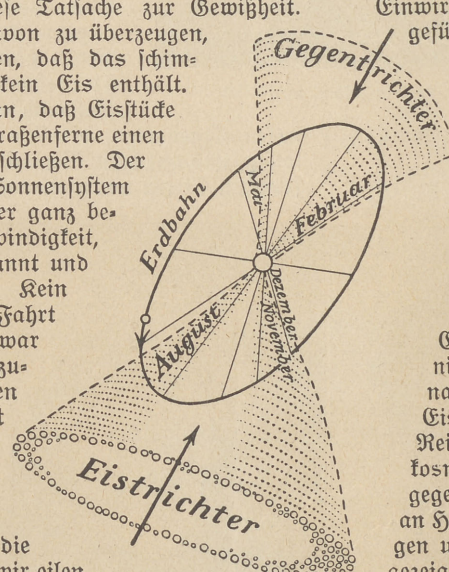


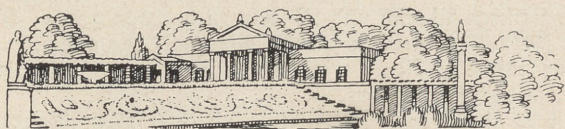
Abbildung 2.

## Regenbitte. Von Traugott Pils.

Regen rinne, Regen riesele,  
Regen fühle, Regen spüle  
Weg aus meinem Leben Schlamm und Staub!  
Regen rinne, Regen riesele,

Regen fühle, Regen spüle,  
Daß mich reines Licht umkränze,  
Daß noch einmal staublos glänze  
Meiner Seele dunkelgrünes Laub.





# Charlottenhof

## Roman von Ilse Leutz

1.

Die Straße, die von dem sonnenhellen Exerzierplatz zwischen Potsdams Stadtschloß und Lustgarten zur Garnisonkirche führt, ist von allem Anfang an breit gewesen, nicht schmal und winklig wie viele ihrer zeitgenössischen Gassen- geschwister. Mit gutem Grund — sollten doch fünfzehn Grenadiers in einer Reihe hindurchmarschieren können und zu beiden Seiten mußte noch Raum für die nebenherlaufende Stadtjugend verbleiben . . . Trotzdem gedieh die natürliche Beleuchtung von Meister Hases Uhrmacherladen in der Breiten Straße zu keiner Tageszeit über ein dämmeriges Zwielicht hinaus. Die alten Kastanienbäume fingen mit ihren dichten, tief herabreichenden Kronen das Licht ab. Eine rechte Kalamität war das! Denn mit zunehmendem Alter hatten die Augen, die tagaus, tagein mit der Lupe und mit winzigen Rädchen, Schraubchen, Stiftchen und derlei diffizilen Dingen zu schaffen hatten, nachgelassen.

Wehe aber, wenn sich eine mitfühlende Seele aus der Gevatterschaft unterfing, die Hauptursache dieses Übelstands, den „Hausbaum“, zu schelten und sozusagen in Gedanken die Axt an seinen Stamm zu legen. Dann geriet der Meister in Harnisch. Über hundert Jahre war der unterm Regiment des ersten Friedrich Wilhelm gepflanzte Riese schon alt. Die anderen Bäume waren's natürlich ebenso gut; aber war „er“ nicht wirklich der schönste von ihnen allen? Im Mai, wenn die Blütenkerzen zwischen dem schon sommerdunklen Laube standen, und im Oktober, wenn seine Blätter aus purem Golde zu sein schienen. Immer war er schön, selbst im Winter, wenn unter ihm im Schnee die Spazen schilpten und auf den Augenblick warteten, in dem die Jungfer Marianne das Fenster aufstoßen und dem hungrigen Volk die sorglich vom Frühstückstisch gestrichenen Brotkrümchen streuen würde.

Meister Hase nickte vor sich hin, während er von seinem Fensterplatz aus über die tiefgerutschte Brille hinweg hinaus- sah. Wie deutlich entsann er sich nicht jenes lang vergangenen Tages, an dem die kleine dreijährige Jungfer Hase in diese ihre Winterpflicht eingeführt worden war! Wie vergnügt

die dicken Kinderpatschen in das Körbchen gegriffen hatten, in das die gute Mutter, die damals noch lebte, zur Feier des Tages eine ganze, zerbrockte Semmel gestiftet . . . Heute lag da draußen freilich kein Schnee, wenn auch der Bürger- steig bis dicht an die Hausmauer heran und sogar der breite Fahrdamm wie beschneit von unzähligen, zart rosa geslamm- ten Blütchen war.

Die Zeit verrinnt. Nie steht sie still. Unermüdlich rücken die Zeiger der Ewigkeitsuhr voran. Der Kastanienbaum im ewig gleichen Wechsel der Jahreszeiten mahnte daran, die vielen nimmermüden Tickackstimmchen kranker Uhrenherzen, die auf des alten Meisters heilende Kunst warteten, wisperten davon. Meister Hase mußte für einen Augenblick die Lupe sinken lassen und sich mit dem Sacktuch über die Stirn fahren. Wohl war es dämmerig hier innen; aber auch, trotz des ge- öffnerten Fensters, recht heiß. Schwül, als sei man nicht im Mai, sondern schon vier, sechs Wochen weiter im Jahrkalender. Es würde doch nicht etwa ein Gewitter geben?

Am Ende hätte er doch lieber Marianne nicht mit der in Ordnung gebrachten Repetieruhr für den Herrn Baron von Lynnen zur Taschanerie schicken sollen! Solch junges Blut dachte natürlich nicht an Gewitter, solange der Himmel blau war; lachte wohl gar in sorglosem Übermut der Gefahr des Durchnäßtwerdens und der Alten, die vor ihr warnten!

Bekümmert wiegte er den Kopf hin und her. Ja, — und wie oft fing mit einem harmlosen Schnupfen an, was wer weiß wie böse enden sollte.

Wenn Marianne den geraden Weg genommen hatte, mußte sie schon wieder hier sein. Aber wahrscheinlich benutzte sie die gute Gelegenheit, um einen kleinen Spaziergang durch die königlichen Gärten zu machen.

Ein feines Lächeln huschte über des Sinnenden Gesicht, dem das Leben scharfe, tiefe Linien eingepägt hatte. Wie merkwürdig viele Uhren es neuerdings in der Hofgärtnerei gab! Und alle reparaturbedürftig. hm. Er für seinen Teil hatte einen gewissen Jemand stark im Verdacht, die Uhren seines Bekanntenkreises — in allen Ehren natürlich — für



Taubenpaar. Gemälde von Franz Werner Tamm.  
(Im Besitz des Museums des herzoglichen Hauses zu Gotha.)



die seinen auszugeben. Der alte Meister tat einen tiefen Atemzug. In Gottes Namen! Schwer genug würde es ihn freilich ankommen, das Kind fortzugeben.

Ob sich die beiden eigentlich schon einig waren? So insgeheim und vielleicht noch ohne Worte, wie es dereinst der junge Uhrmachergehilfe Johannes Hase und Minchen Puhlewitt gewesen, von der er trotz dieser Tatsache, daß er mit ihr noch niemals über allgemeine Konversationsthemen und wohlstandliche Höflichkeiten hinausgekommen war, doch ganz genau gewußt hatte, sie hoffe mit dem gleichen heißen Eifer wie er selbst, die vor kurzem vakant gewordene Organistenstelle an der Garnisonkirche möchte ihm zugesprochen werden.

So sicher wie damals war er diesmal seiner Sache nicht! Wieder seufzte er. Es ist schwer, aus jungen Herzen klug zu werden, wenn man selber alt geworden ist . . .

Indessen sind auch junge Herzen sich nicht immer über die eigenen Wünsche klar. Zur selben Stunde dieses Maimittags anno 1820 saß die hübsche Jungfer Hase auf einer Bank im Park von Sanssouci und zerrupfte mit unbarmherzigen Fingern und tiefsinnig gekrauter Stirn eine unschuldige, weiße Sternblume. „Er liebt mich — liebt mich nicht —“ flüsterte sie dabei Greichens Worte aus der Faustdichtung des Weimarer Herrn Staatsministers von Goethe vor sich hin. Aber das war ein gleichsam irreführender Text. Daß „er“ sie liebte, wußte sie natürlich. Wenn sie gleichwohl so ernsthaft ihr Blumenorakel befragte, galt diese heimliche Prüfung vielmehr dem eigenen Herzen, und von Rechts wegen hätte sie murmeln müssen: „Soll ich? — Soll ich nicht?“

Ein Schmetterlingspärchen spielte Haschen in der sonnigen Luft. Unwillkürlich folgte Mariannes Blick den beiden Buttersvögeln. Wie stark es von den nahen Tannen und Lebensbäumen herüberroch! Eine von harzigem Wohlgeruch getränkte Duftwolke nach der anderen quoll im aufkommenden Windhauch heran, der das Wasser des seit des Großen Königs Tagen Park und Rehgarten trennenden Grabens kräuselte.

Das Mädchen ließ die Margerite, an deren rundem, goldgelbem Mittelstück nur mehr drei weiße Blütenblätter beinchen saßen, zur Erde fallen und rückte an ihrem Hut, dessen Seidenbänder unterm Kinn zu einer Schleife geschlungen waren und dessen breiter, rechts und links, wie sich's für eine Schute gehört, gegen Ohr und Wange herabgebogener Borderrand das junge Gesicht trotz des Sonnenscheins der Stunde in Schatten tauchte.

Ein paar Hühner scharren am Fuße der alten, sandsteinernen Sonnenuhr, die da an einer Wegkreuzung stand, — auch noch aus der Zeit König Friedrichs, der sich hier, in der Nähe seines Chinesischen Teehäuschens, gern mit dem „Nachbar Ameise“ traf.

Eigentlich verwunderlich, daß das Federvolk so unbeaufsichtigt herumlaufen durfte; denn es war kein gewöhnlicher Hahn mit seinen Hennen. Sowohl der gefiederte Pasha wie die Haremsdamen gehörten vielmehr dem annoch seltenen und kostbaren Geschlecht der Cochinchinahühner an, die ihre plufterigen Höschen mit demselben koketten Anstand und Freimut zur Schau stellten, wie die jungen Damen die Saumgarnitur der ihren, die freilich nicht aus Federn, sondern aus zwei bis drei handbreit übereinanderfallenden Spitzenvolants bestand. Die Jungfer Hase hatte den Hut abgenommen und neben sich auf die Bank gelegt. „Frau Hofgärtner“, das klang nicht übel! Zwei weißbestrumpfte Füßchen in schwarzen Kreuzbandschuhen zuckten unruhig, und des einen Spitze stieß so heftig an ein Kieselsteinchen, daß es über den Weg hin bis an den Rand der Grabenböschung sprang. Wenn nur —

Fritz Thümen war nämlich kein Potsdamer Kind, war überhaupt kein Preuße von Geburt, sondern erst vor vier Jahren zusammen mit dem Bonner Landschaftsgärtner, dem berühmten Lenné, nach Potsdam gekommen. Zudem hatte er einen Pflegesohn bei sich, einen blassen Jungen von sieben Jahren, den Marianne, ohne daß sie einen Grund für diese Abneigung hätte angeben können, nicht leiden mochte. Und schließlich: freie Wohnung hatten die königlichen Gärtner freilich, und „man“ stellte auch etwas vor, kam in persönlicher Berührung mit Mitgliedern des herrschenden Hauses, wenn nicht gar mit dem Monarchen selbst! Aber die Gehälter waren recht gering bemessen. Und Meister Hase hatte trotz Organistenposten und Uhrmacherwerkstatt außer einer gediegenen Ausstattung an Barem nur achtzig Taler für seine Einzige liegen. Da würde es also nicht anders wie im Vaterhause an allen Ecken und Enden sparen heißen, jeden Groschen drehen und wenden und bei jedem neuen Kleid, jedem Vergnügen einen innerlichen Kampf zwischen Neigung und

Pflicht, zwischen Wunsch und Mitteln zu bestehen geben. Die hübsche Zukunfts träumerin seufzte. Was half das alles . . . ? Sie war ihrem „Frike“, wie sie ihn in Gedanken bereits nannte, ja doch herzlich gut!

Wie zu einem endgültigen Abschluß ihrer Betrachtungen gekommen, nickte sie ein paarmal entschlossen vor sich hin und schüttelte aufstehend die dem Orakel zum Opfer gefallenem weißen Blütenblättchen der armen Margaretenblume von dem stufigen Glockenrost ihres Eingangskleidchens. Gut denn! Sie opferte den Märchenprinzen, der bis zu Frik Thümens Einzug in ihr Herz durch ihre Träume gespußt hatte (— und vielleicht doch nicht kam! Woher auch? —) und würde eine einfache Gärtnersfrau werden. Würde auch weiterhin beiseideutlich zu Fuß gehen, statt in der Equipage, wie sie notwendig zu einem Märchenprinzen gehört, zu fahren, würde ihre eigene Dienstmagd sein, am Herde stehen und für Mann und Kinder kochen . . .

„Kinder . . .?“ Sie errötete, obwohl weit und breit keine Menschenseele zu sehen war, über das ganze töricht-liebliche Gesicht. Zugleich, mitten in ihrer Verwirrung über die Galoppade ihrer Gedanken, verklärten sich ihre Züge zu einem schönen Lächeln. Die Kinder! Natürlich würden sie Kinder bekommen, — lauter kleine Mädchen hoffentlich! — Sie sah sie förmlich vor sich, reizende, lebendige Puppen, nach deren Locken sich die Leute auf der Straße umgucken müßten wie nach den hübschen Kleidchen aus Gros de Naples, die sie tragen würden . . .

„Welch glücklicher Zufall, Sie zu treffen, Fräulein Marianne!“ Sie fuhr zusammen. Der Frike! Er sah das Korallenherzchen, das sie an einem Sammetbande um den schlanken Hals trug, leise unterm Klopfen der Adern zittern, — und auch sein Herz schlug . . .

„Ich habe Sie erschreckt, liebste Jungfer! Doch glauben Sie mir, bitte, es war das nicht meine Absicht.“ Er wies auf die Bank. „Aber vielleicht wollen Sie allein sein und gar wichtigen und hoffentlich angenehmen Gedanken Audienz geben!“ Wie artig er die Worte zu setzen wußte! Die flüchtige Röte der Überraschung auf Mariannes Wangen, die schon am Berebben gewesen war, vertiefte sich vor heimlich-stolzer Freude aufs neue zu heller Glut. Ihren Pompadour sackt hin und her schlenkernd, antwortete sie: „Ganz und gar nicht, Herr Hofgärtner!“

Sich dieses Mal mit einbeziehend, machte er eine nochmalige, einladende Handbewegung zu der Bank hin, die sich stumm als ein verschwiegene hübsches Plätzchen für ein junges Paar anbot. Ein Schimmer schelmischer Koketterie flog über des Mädchens Stirn und Wangen. Sie knickte. „Merci! Nein, wirklich; — die Audienz ist schon beendet und meine faule Zeit auch! Ich muß heim, mein Vater wartet.“

Sie streckte ihm die Hand hin.

Frik Thümen zögerte. „Würde meine Begleitung Sie inkommodieren, Jungfer Hase? Bitte sagen Sie es aufrichtig . . .“ Und wieder antwortete sie und war doch eine Spur befangen: „Gewiß nicht, ganz und gar nicht!“

Es war noch immer glühend heiß. Kein Lüftchen regte sich. Der Ries der Wege sang in leisem Knirschen unter ihren Schritten.

Thümen wußte: er mußte nun reden. Was aber?

Er räusperte sich, rückte an der kunstvoll geschlungenen Krawatte. „Wie sonnig es ist!“ Dabei deutete er auf den Hut, der ihr am Arme schaukelte. „Wollen Sie dieses Wunder aus Stroh und Bandblumen nicht aufsehen?“

Kaum war es heraus, so biß er sich auf die Lippen. Natürlich fand sie nach Frauenzimmerart das abscheuliche Ding, das nur den einen Vorteil hatte, Schatten zu geben, wunderschön. Aber Marianne, die allerdings auf ihre neue, hochmodern mit einem Rosenfränzchen garnierte Schute sehr stolz war, wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, das „Wunder aus Stroh und Bandblumen“ könne etwa nicht ernst gemeint gewesen sein. Sie seufzte daher nur ein wenig und sagte leise: „Er ist sehr schwer . . .“

„Kein Wunder!“ brummte ihr Begleiter innerlich. „Wenn man bedenkt, welche Drahtmenge zu dem blumigen Turmbau zu Babel verwandt worden sein mag!“ Laut sagte er, allen Mut zusammennehmend: „Ich würde viel darum geben, wenn ich wüßte, welcher Art von Gedanken Sie vorhin Audienz gaben!“ Das war nicht mißzuverstehen. Er breitete die Generalstabskarte seiner Wünsche offen vor dem Mädchen an seiner Seite aus. Und wie um ihr jede Möglichkeit zu einem ausweichenden Rückzug zu nehmen, fuhr er, noch ehe sie hätte antworten können, fort: „Ich nämlich, liebe Jungfer



Marianne, ich habe in den Wochen, die seit unserer ersten Begegnung vergangen sind, ebenfalls recht oft solche Audienzen erteilt. Um es gleich zu gestehen: es ging immer um Ihre Person dabei!"

Er war stehen geblieben und versuchte, ihr ins Gesicht zu sehen. Aber sie hielt den Kopf abgewandt.

Da warf er den Grashalm, den er im Gehen abgepflückt hatte und zwischen den Fingern zerrieb, mit einem Ruck fort, als seien's alle letzten Bedenken: „Kurz und gut. Wollen Sie meine Frau werden?"

Ein klipp und klarer Heiratsantrag. Es zeigte sich jedoch,

klang, während ihr selbst das Herz im Halse klopfte und die Kehle wie zugeschnürt war. „Ich und mich erkälten! Ein alter Lühower Freischärler bei einem Gewitterregen! — Aber du, Marianning, in dem dünnen Fächchen . . . du!" Er zog sie womöglich noch rascher vorwärts. „Ein paar Schritte, Marianning, und wir haben's geschafft, min Deern!"

„Marianning, min Deern!" dachte sie ihm nach.

Doch zum Sprechen fehlte ihr der Atem . . .

Da war der Chinesische Teepavillon! Er war verschlossen; aber die rundumlaufende, ebenerdige Galerie ist überdacht, und so standen sie leidlich im Trockenen, während der Regen-



Am Tennisplatz in Bad Pyrmont. Gemälde von Prof. Hans W. Schmidt.

daß die siebzehnjährige Marianne Hase trotz aller vorausgegangener Überlegungen im Grunde beinahe ebenso wenig auf ihn vorbereitet war wie auf das Gewitter, das, von beiden bisher unbeachtet, herausgezogen war. „Gleich wird's regnen," murmelte sie erschrocken.

Fritz Thümen warf einen merkwürdig abwesenden Blick auf die Wolkenmassen. Hatte er nicht verstanden? „Aber Sie werden sich erkälten, Herr Hofgärtner!" stammelte sie kläglich und dringend und zupfte mit bebenden Fingern an den Hutbändern. „Wenn Sie hier stehen bleiben und naß werden . . ."

Er lachte. Laut und herzlich. Dabei packte er sie schon ohne viel Federlesens am Arm und begann zu laufen. Die weißbestrumpften, in schwarzen Kreuzbandschuhen steckenden Füßchen mußten sich tüchtig bewegen, um mit dem übermütigen Jungensgalopp des künftigen Herrn Hofobergärtners mitzukommen. Wie wenig der ihn übrigens anfrengte, konnte sie an seiner Stimme hören, die nicht ein bißchen atemlos

guß mit aller Macht losprasselte, kaum, daß sie angelangt waren.

Sie war bis dicht an die Hausmauer zurückgewichen. Drinnen, hinter ihr, saß einst in dem an das runde Rokoko-fälchen à la chinoise angrenzenden schmalen Kabinett die Barberina ihrem königlichen Freund gegenüber, vor dessen Sarkasmen nicht minder als vor seinen Siegen halb Europa gezittert hatte, und der als Mensch im Grunde von niemandem gekannt worden war . . .

Der erste Blitz durchschnitt die Luft. Marianne zuckte zusammen; für den jungen Gärtner aber schien das Unwetter überhaupt nicht vorhanden zu sein. Er war trotz des Regens, der wie die gläserne Wand eines Wasserfalls niederrauschte, an der niedrigen Brüstung der Galerie stehen geblieben. Blitz um Blitz fiel fast senkrecht nieder, und das knatternde Krachen des einen Donnerschlages durchpflügte die Luft, die noch vom Murren des anderen erfüllt war. Hagelschloßen mischten sich mit den zur Erde stürzenden Wasserwolken, und





Dem Gedächtnis unserer Heldenjugend. Hauptgruppe eines Denkmalentwurfes von H. S. Dießsch-Sachsenhausen.

die Wege der blumigen Wiesen rings glichen im Nu tosenden Bächen.

Fritz Thümen schien von alledem nichts zu hören und zu sehen. Alle seine Sinne warteten auf Mariannes Antwort. Warum blieb sie stumm? Bedeutete ihr Schweigen eine Ablehnung?

Ein leises Knistern wie von Frauenkleidern kam zu ihm hin. Er fuhr jäh herum und trat auf sie zu, die mit weit offenen Augen in den jetzt ruhiger fließenden Regen hinaus sah.

Mühsam zwang er seine große Enttäuschung nieder. „Ich habe Sie gewiß erschreckt, liebe Jungfer Marianne, nicht wahr?“ fragte er leise, mit einer letzten, schüchternen Hoffnung. —

Wie es manchmal schon geht: die kleine Marianne, der das Gewitter, das auf Fritz Thümen so wenig Eindruck gemacht hatte, noch in allen Gliedern lag, hörte aus seinen Worten nur die Rückkehr zu „Jungfer Marianne“ und zum „Sie“ heraus. Trohig versuchte sie zwar sofort, sich darüber zu freuen, aber es gelang ihr nicht ganz. Und plötzlich begann sie zu weinen. Da hatte Fritz Thümen seine Antwort!

Doch dieser ungeschickteste aller Liebhaber wußte mit ihr nichts Besseres anzufangen, als sie gründlich mißzuverstehen und infolgedessen das bewußte Restchen Hoffnung fahren zu lassen. „Das . . . das wollt' ich nicht!“ beteuerte er tonlos und bemühte sich krampfhaft, ein Rückzugsthema zu finden. Denn er war ja geschlagen, besiegt auf der ganzen Linie, trotz der, wie er jetzt freilich meinte, törichten und vermessenen Zuversicht, mit der er sich ins Gefecht begeben hatte. „Dort drüben, über den Bäumen, blinkt schon wieder ein Stückchen Himmelsblau,“ würgte er heraus.

Marianne würdigte diese Feststellung keiner Antwort. Unvermittelt drehte sie sich um und lief an dem fassungslosen Fritz vorbei ins Freie. Er machte eine Bewegung, um sie zu halten; in seiner Kehle sammelte sich ein erschrodener Ruf. Doch die Bewegung kam zu spät, und die zugeschnürte Kehle gab keinen Laut her.

Eben bog sie schon um die Begecke . . .

Ein fürchterlicher Schreck befiel ihn. So sollten sie voneinandergehen? Herrgott, das war doch einfach nicht möglich!

Mechanisch setzte er seine langen Beine in Trab und stolperte dem Flüchtling nach. —

Ein erster Schmetterling nach dem Regen und zugleich vielleicht der letzte des in den Abend gleitenden Tages gaukelte von der Wiese herüber. Die zirpenden Zikaden füllten mit ihrem sanften, schwirrenden Gesang die von Mückenschwärmen durchtanzte Luft; breit und selbstbewußt quakten von irgendeinem Tümpel her die Frösche, und in den tropfenden Bäumen zwitscherten die Vögel so laut und fröhlich, wie je nach einem Gewitterregen im Abendhauch.

Der gute Fritz bemerkte von alledem so viel und so wenig, wie vordem vom Gewitter. Nämlich im Grunde gar nichts! Ein Bild stand vor seinen Augen, das gleichsam alle anderen Eindrücke der Umwelt auslöschte: sein Mädchen, wie es eben noch bei ihm gestanden hatte, im hellen Kleide, mit von der Feuchtigkeit und dem schnellen Laufen ein wenig in Unordnung geratenen Locken.

Endlich hatte er sie eingeholt.

Sie machte zwar Miene, noch im letzten Augenblick zur Seite auszubrechen, aber diesmal war er fixer. Seine große Hand umschloß ihre kleine, vor Erregung ganz kalte Linke, und wie ungebärdig deren Finger auch zuckten, er gab das gefangene Vögelchen trotz allen sich Sträubens nicht frei.

Mit der eigenen freien Linken pflückte er in raschem Bücken eine am Wiesensaum stehende Margeritenblume und bot sie in stummer Bitte Marianne hin. Die aber nahm sie nicht, sondern hielt, im Gegenteil, das Gesicht krampfhaft von ihm abgewandt.

Da legte er das Friedenszeichen ihr kurz entschlossen in den Hut, den sie noch immer wie ein leise schaukelnd Körblein an den geknüpften Rinnbändern über den Arm gehängt trug.

Die tropfnasse Blume in den schönen, neuen Hut!

Im ersten Augenblick des Schrecks wollte die arme Marianne sie hinauswerfen, aber dann brachte sie es doch nicht übers Herz, das im stillen zugleich lachte und weinte ob dieses lieben, dummen Menschen, der übrigens — wie wäre es auch anders möglich — ihre Bewegung wieder einmal falsch gedeutet hatte und nun, ihre Linke freigebend und neben ihr hergehend, sich beeilte, dem vermeintlichen Wunsche seines Mädchens nachzukommen und eine zartlila Immortelle, deren puscheliges Blütenköpfchen von Regentropfen nur so funkelte, und weiter Blume auf Blume der Margerite zur Gesellschaft in das „Wunder aus Stroh und Bandblumen“ hineinlegte.



Dabei zu reden aber hütete er sich wohlweislich.

Was nun Marianne anbetraf, die schwieg teils aus einem bißchen Arger über soviel Ungeschicklichkeit, teils aus einem Restchen von Troß und schließlich auch aus Verlegenheit gleichfalls. So gelangte das Paar in beharrlichem Schweigen durch den Park an den Luiseplatz und von dort den „Weg über den Holzplatz“ herunter bis in die Breite Straße. — Ein paar Schritte nur mehr von dem väterlichen Laden entfernt, gerade unter dem Kastanienbaum, der dem alten Meister das Licht nahm und doch das gute Herz erhellte, blieb Marianne stehen.

„Wenn Sie mit dem Herrn Vater reden wollen ... ich ... ich sag' nicht nein!“ flüsterte sie mit erglühenden Wangen und wollte an ihrem stummen Begleiter vorüber ins Haus huschen.

Es dauerte einen Herzschlag lang, ehe er diese Antwort begriffen hatte, die endlich klipp und klar war, wie seine vor

zwei Stunden gestellte Frage es gewesen. Beinahe wäre denn auch Marianne schon im Hause gewesen; aber im letzten Augenblick schien sie zu stolpern. Im Nu war Friß neben ihr und tat, was er gern bereits vor zwei Stunden hätte tun sollen: er legte den Arm um ihre Schultern.

Warum sollte nicht die ganze Straße mit ihren blühenden, feierlichen Bäumen, sollten nicht die letzten Abendsonnenstrahlen und die auf dem Blütenschnee zwischen den „Ragensepfen“ hüpfenden Späken, die noch nicht zu Bett gegangen waren, es wissen, daß Marianne Hase die Braut Friß Thümens geworden war ...?

„Marianning ...“ Er versuchte, ihre Augen zu fangen, sah ihre grenzenlose Verwirrung und gab sie, mit einem lächelnden Blick auf den losen Strauß von Wiesenblumen im Sukkorf, frei.

Dann ging er Hand in Hand mit ihr hinein, um Meister Johannes um sein Kind zu bitten. (Fortsetzung folgt.)

## Die Schokoladefrager. Von Siegmund Feldmann.

Damals — das war, als der dritte Napoleon auf dem Tuilerienthron saß und die Pariser das Soupiieren noch nicht so gründlich verlernt hatten wie heute, wo die Dollarpfoten von diesseits und jenseits des Atlantik das Nachtleben fast allein bestreiten. Zola, der Petronius dieses Zeitalters, schildert uns, wie toll es da in den berühmten Restaurants der Boulevards oft herging. Stockwerk über Stockwerk flammten wie bacchische Fanale die Fenster, aus denen der Taumel einer entseßelten Genußsucht lärmend auf die Straße drang. Und wenn dann im Morgengrauen eins oder das andere sich öffnete, und die bezechte „goldene Jugend“ begann, Teller, Gläser und Schüsseln aufs Pflaster zu werfen, konnte man ein seltsames Schauspiel erleben. Aus dem Dunkel der Torbogen schlichen sich arme Teufel absichtlich in die Wurfbahn, um sich das übliche Schmerzensgeld zu verdienen, wenn sie getroffen wurden. Wem dieses „Glück“ widerfuhr, der stieß freilich einen kräftigen Fluch aus. Und traf es gerade eine der mühseligen Gestalten, die mit Karren, Schaufeln und Besen anrückten, um noch, so gut es ging, vor Tag die schmutzigen Straßen rein zu fegen, dann war es gewiß ein deutscher Fluch.

Dreitausend, viertausend Köpfe hoch, auch mehr bei Erfordernis, verteilten sie sich, Männer, Weiber und halb-wüßige Jungen, in der Stadt, um die „Schokolade des Makadam“ abzukraken (racler le chocolat), wie die Pariser gedankenlos spotteten. Immer in den gleichen Lumpen und Gliden, höchstens daß sich im Winter die Männer zum Schutz der Ohren die Mütze mit einem Faden Kattun festbanden und die Weiber hinten im Rücken ein verschliffenes, löcheriges Tuch verknöteten. Mehr hätte sie in ihren Verrichtungen behindert, mehr hatten sie auch nicht. Sie hatten nichts als die Livree des Elends. Und es war deutsches Elend.

Wie es geschah, daß fast ein halbes Jahrhundert lang diese niedrige Arbeit das unbeneidete Monopol unserer Volksgenossen, daß die Straßenkehrer eine kleine Kolonne des Sammers inmitten der großen deutschen Kolonie werden konnten, darüber gibt es eine Legende. Sie berichtet, daß, als 1840 die Strafgefangenen von der Fron der Straßenreinigung befreit wurden, sich in Frankreich keine Hände zu diesem verabscheuten Dienst verstehen wollten. Man schickte daher Werber über die Grenze, denen gleich im Hellschen die Leute in Haufen zuliefen. Und da dieses Land auch den Nachschub schickte, nannte man die Straßenkehrer — und nennt sie zuweilen heute noch — les Hessois.

Ob diese Legende nun stimmt oder nicht, die Wirklichkeit ist auf jeden Fall tief beschämend für uns. Wohl möglich, daß der Weg nach Paris den ersten Hessen von einem Anwerber gewiesen wurde, aber die wahren Zutreiber waren Trübsal, Armut und Hoffnungslosigkeit. Vor allem war es ein noch 1866 gültiges Gesetz, das den Bedürftigen die Eheschließung verbot. Da Naturgesetze um Landesgesetze sich nicht kümmern, war die Folge, daß sich gar viele Kinder ohne jeden Segen von Kirche und Staat in die Welt stahlen, und um sich der Scheelsucht und der Unmöglichkeit der Obrigkeit zu entziehen, wanderten die Paare aus. Manche kamen mit drei, vier, selbst mit noch mehr Sprößlingen nach Paris, wo, ein Jahr ums andere, in der lutherischen Kirche hundert solcher Spätkinder eingeseget wurden. Erst in der Fremde durften die Eltern ihren Kindern den „ehelichen“ Namen geben, den das Vaterland ihnen versagte.

Viele Jahre nisteten die Schokoladefrager in den „deutschen Höfen“, wie man die an die grauigsten Elendquartiere von Whitechapel gemahnenden Massenquartiere in der Vorstadt Saint-Marcel nannte. Keiner sprach ein Wort französisch, keiner lernte es und keiner wollte es lernen. Wozu sollte es ihnen auch nützen? Denn nicht einer war in dem

kümmerlichen Hausen, der nicht den heiligen Entschluß gefaßt hätte, in die Heimat zurückzukehren, sobald er so viel erspart hatte, um sich eine Handbreite Acker oder sonst etwas für die Existenz zu kaufen. Ihre Hungerlöhne machte ihnen kein französischer Arbeiter streitig, die Hessois konnten sich daher unbehindert durch Zuzug von Landsleuten ergänzen und rein deutsch bleiben. Auch die Zuzügler dachten an nichts anderes als an die Rückwanderung. Und wenn die ganze Familie, Mann, Weib, Kinder, schufete, so daß täglich sechs oder gar sieben Franken hereinkamen, gelang es manchmal tatsächlich, sich nach Jahren den erträumten Bettel abzu-hungern. Nun hätte nichts sie mehr gehalten. Sie hätten zurück in die Heimat, ins „Dorf“ — vorausgesetzt, daß sie nicht vorher niedergebrochen waren. Die Sterblichkeit war entseßlich, und gar vielen blieb nur just so viel Zeit, um sich ihren Sarg zu ersparen.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre fuhr ein frischer Windhauch in diese deutschen Höfe, die aber von deutschem Ordnungssinn und deutscher Keillichkeit so gar nichts verrieten. Ein junger Kandidat, Friedrich von Bodelschwingh, Sohn und Nefse zweier preukischer Minister, stieg vom Examenbänkchen geradeswegs auf die Kanzel der lutherischen Kirche in Paris, genügte sich aber nicht an seinem Predigtamt, sondern ging unermüdet daran, etwas zu schaffen, das es noch nicht gab: die religiöse Organisation des deutschen Proletariats in Paris. Sie gelang ihm, weil er von der Einsicht geleitet war, daß sein Werk sogleich auf eine soziale Basis gestellt und mit Bestrebungen verknüpft sein mußte, die auf einen geselligen Zusammenschluß abzielten. Am frühesten kam er damit bei den tausend Möbelschneidern im Faubourg Saint-Antoine und den noch zahlreichern eingewanderten gelernten Handwerkern zustande, deren vergleichsweise gehobene Lebensformen ihm die Aufgabe erleichterten. Er verband diese über die ganze Stadt verstreuten Arbeiter und ihre Familien zu einer Gemeinschaft, der er auf dem Boulevard Richard Lenoir eine Schule und eine Kirche und vor allem das fast verlorene Bewußtsein einer nationalen Zusammengehörigkeit wiedergab.

Hingegen stellten sich im Quartier Saint-Marcel, wo die Straßenkehrer hinkümmerten, dem Unternehmen größere Schwierigkeiten entgegen. Dort galt es, aus dem Chaos zu gestalten und Menschen aus Schmutz und Elend zu einem lichteren Ausblick in eine Arbeiterkolonie zu überführen, zu der kaum ein Vorbild und noch weniger die Mittel vorhanden waren. Der Pastor nahm das Vorbild aus seinem Kopf und die Mittel aus den Taschen seiner begüterten Landsleute diesseits und jenseits der Grenze — er war ein Virtuos des Sammelbogens — und als er genug beisammen hatte, zog er mit dem größeren Teil der armen Schokoladefrager auf das andere Ufer der Seine, wo er für sie an der Peripherie, zwischen La Villette und Belleville, ein ausgedehntes Grundstück erworben hatte, das er, immer biblisch, den „Hügel des Heils“ taufte, und „La Colline“ kurzweg heißt er noch immer. Die Ansiedlung, die heute von hunderten Fabrikschlotten umrahmt und tief ins Stadtbild hineingerückt ist, entwickelte sich überraschend schnell und gedeihlich. Als Bodelschwingh 1864 Paris verließ, standen auf dem Hügel eine hübsche Kirche, vier Krippen und vier Schulen, in denen über 400 Kinder Unterricht empfangen. Deutschen Unterricht selbstverständlich.

Das währte noch lange. Auch der Krieg von 1870 änderte nichts daran. In der Unwissenheit und Dumpsheit ihres Geistes gaben sich diese Leute kaum Rechenschaft über das große Geschehen und setzten gleichmütig die Granatsplitter, die während der Belagerung über die Mauer flogen, mit dem anderen Kehrlicht in ihre Karren. Was ging sie auch die ganze Schießerei an? Nachher würden sie ja doch wieder



ins „Dorf“ zurückkehren. Die Söhne freilich verschluckten diese Sehnacht bereits, die Enkel hätten sie nicht mehr verstanden. Die Regierung hatte diese Fremdlinge die ganze Zeit des Ringens über unbehelligt gelassen. Vielleicht weil man sie nicht entbehren konnte, vielleicht auch weil es damals noch keine Boches gab, sondern nur Prussiens, und diese Heßen doch keine waren. Verlauf und Ausgang des Krieges belehrten sie, daß dieser Unterschied nicht so belangreich sei, wie sie sich vorgestellt hatten. Die Schokoladefraker wurden städtische Arbeiter, man bürgerte sie ein, man drückte ihnen Stimmzettel in die Hand, sie wurden Citogens.

Diese neuen Citogens wurden gar wunderliche Fran-

zosen. Sie heirateten fast nur untereinander und dann mußten sie, obchon ihnen die Landessprache schon geläufig war, in der deutschen Kirche zusammengetan werden wie der Großvater mit der Großmutter; und wenn die Kinder kamen, mußte der deutsche Pastor sie taufen. Noch um die Wende des Jahrhunderts war es so. Als ich 1899 das letztemal auf dem Hügel war, gab es da droben noch immer deutschen Gottesdienst, eine deutsche Schule und in den Straßen schlugen deutsche Laute an mein Ohr. Heute sind sie wohl vergessen wie die alte Scholle, die ihnen freilich nicht viel Anlaß zu einem liebevollen Gedenken gab. Man nennt das Anpassung und Auffaugung.

## Pflanzengallen. Von Franz Scheidter.

Mit neun Aufnahmen des Verfassers.

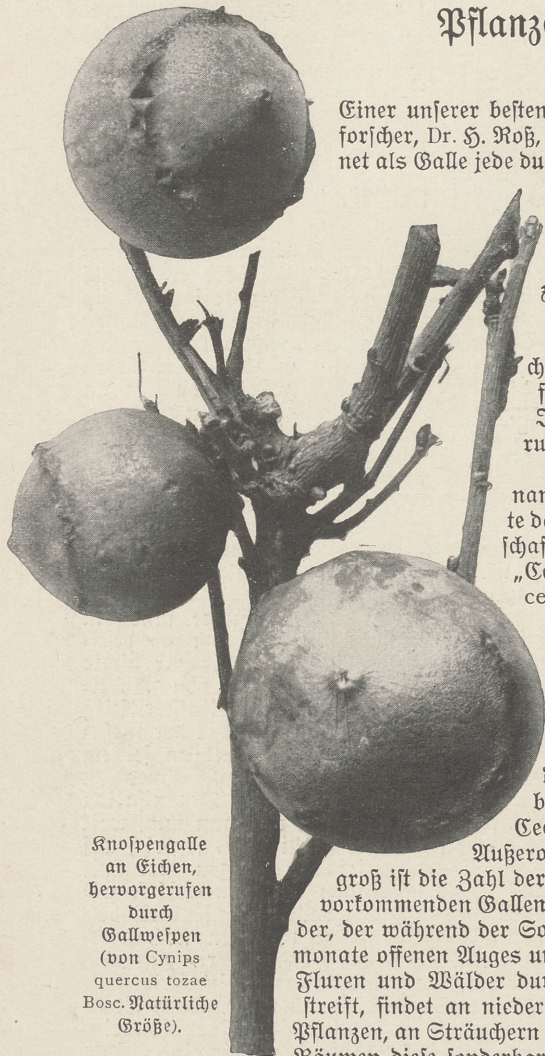
Einer unserer besten lebenden Gallenforscher, Dr. S. Roß, München, bezeichnet als Galle jede durch einen fremden, parasitisch oder symbiotisch lebenden Organismus am Pflanzenkörper hervorgerufene aktive Bildungsabweichung, während man früher nur die durch Insekten hervorgerufenen geschlossenen Gebilde Gallen nannte. Man führte dafür den wissenschaftlichen Namen „Cecidium“, von cecis, das Hervorquellende, ein und nannte die Wissenschaft, die sich mit den Gallen beschäftigte, Cecidologie.

Außerordentlich groß ist die Zahl der bei uns vorkommenden Gallen und jeder, der während der Sommermonate offenen Auges unsere Fluren und Wälder durchstreift, findet an niederen Pflanzen, an Sträuchern und Bäumen diese sonderbaren und vielgestaltigen Gebilde, ohne sich vielleicht klar zu sein, wie sie entstanden und wer sie hervorgerufen hat. Alle möglichen Insektenordnungen beherbergen in ihren Reihen Gallenerzeuger, die Schmetterlinge, die Käfer, die Hautflügler vornehmlich in den Gallwespen, die Schnabelfkeren in den Pflanzenläusen, die Zweiflügler in den Gallmücken. Ja selbst die winzigen Milben enthalten zahlreiche und wichtige Gallentiere und nicht zuletzt kennen wir aus dem Pflanzenreiche unter den Schleimpilzen, den Spalt- und Algenpilzen u. a. zahlreiche gallenerregende Parasiten.

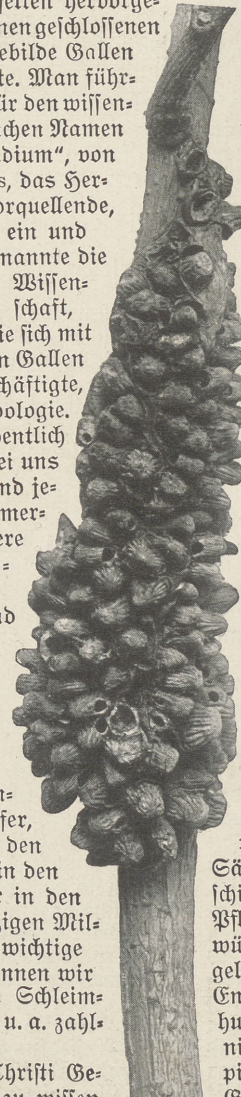
Schon einige Jahrhunderte vor Christi Geburt kannte man Gallen, ohne zu wissen, wodurch sie entstehen, und glaubte, daß sie nicht durch eine äußere Einwirkung, sondern durch eine innere Wirkung der Pflanzen entstünden. 350 Jahre vor Christi lesen wir bei Theophrast lesen, daß die Eichen nicht nur Früchte, sondern auch Gallen hervorbringen und der

Naturforscher Plinius vertritt die Ansicht, daß die Eichen abwechselnd in einem Jahre Früchte, im andern aber Gallen erzeugen. Um diese Zeit hatte man aber bereits die Beobachtung gemacht, daß sich aus diesen Gallen mückenartige Insekten bilden, ohne daß man darauf gekommen wäre, daß die Gallen durch diese Tiere entstanden sein könnten. Recht viel weiter kam man in der Erkenntnis der Gallenentstehung nicht bis zum 16. Jahrhundert und um diese Zeit treibt der damals über alle nicht erklärbaren Dinge herrschende Aberglaube die tollsten Auswüchse. Tabernaemontanus schreibt in seinem Kräuterbuch über die Gallen: „Es werden viel Leut erfunden, welche alle Jahre eine sonderliche Observation an den Galläpfeln haben und geben für, daß man jährlich entweder ein Spinn, eine Fliege oder Dmays darinnen finde und so eine Fliege darinn stecke, bedeute es Krieg; die Spinne Pestilenz oder Sterben; die Dmays aber verkünde große Teuerung.“ Auch die nachkommenden Generationen übernehmen kritiklos diese abergläubischen Deutungen, und ein Forscher ist noch weiter der Meinung, daß die Gallen nur zur Nachtzeit hervorkommen. Von Reaumur erfahren wir, daß die in den Jahren 1693 und 1694 in großer Menge an den männlichen Blüten der Eichen aufgetretenen Weinbeeren- und Wollgallen in Deutschland großes Aufsehen verursacht hätten, und verschiedene Gelehrte der damaligen Zeit äußerten sich hierüber dahin, daß diese Gallen nicht auf natürliche Weise entstehen könnten, sondern daß der Teufel dabei die Hand im Spiel haben müsse. Andere Naturforscher sprachen um diese Zeit ihre Ansicht dahin aus, daß die in den Gallen sitzenden Larven in der Weise entstünden, daß die von anderen Insekten in die Erde gelegten Eier durch Regenwasser zu den Wurzeln der Sträucher und Bäume geführt, von diesen aufgenommen und mit den Säften in die verschiedensten Teile der Pflanzen gelangen würden. Endlich gelang es gegen Ende des 17. Jahrhunderts dem italienischen Forscher Malpighi das Rätsel der Gallenentstehung zu lösen.

Er beobachtete nämlich eine Gallwespe beim Belegen einer Eichenknospe, schnitt diese dann sorgfältig auf und fand darin die winzigen Eier derselben. Damit begnügte er sich aber noch nicht; um ganz sicher zu gehen, daß die darin gefundenen Eier auch



Knospengalle an Eichen, hervorgerufen durch Gallwespen (von Cynips quercus tozae Bosc. Natürliche Größe).



Gehäuft stehende, kegelförmige Gallen an einem Eichentrieb (von Andricus testaceipes Harrig. Natürliche Größe).



Gallen an Hornfrüchten (von Pediaspis aceris Foerst. Nat. Größe).



Blattgalle auf einem Eichenblatt (von Diplolepis quercus folii L. Nat. Größe).



von der eben beobachteten Gallwespe herrühren, untersuchte er die im Bauche dieser vorhandenen Eier und verglich sie mit den in der Knospe gefundenen, mit denen sie nach Form, Farbe und Größe vollkommen übereinstimmten. Malpighi hat also als erster den Beweis erbracht, daß diese Gallen von außen her durch die Einwirkung eines Insektes sich bilden. In der Folgezeit wurde dann die Malpighische Entdeckung noch von verschiedenen anderen Forschern nachgeprüft und bestätigt und der bekannte französische Naturforscher Reaumur, dem die Naturwissenschaften zahlreiche ausgezeichnete Beobachtungen zu verdanken haben, fand, daß noch zahlreiche andere Insekten und auch pflanzliche Parasiten an den verschiedensten Teilen unserer Pflanzen Gallen erzeugen können. Auf diesen Grundlagen wurde nunmehr von zahlreichen Wissenschaftlern das Gallenstudium weitergeführt, aber auch heute noch sind wir über so manche Fragen auf



Blattgalle auf einem Eichenblatt (von *Neuroterus numismatis* Fourc. Doppelte natürliche Größe).

daß aus dem Legebohrer derselben mit dem das Ei in den Pflanzenteil gebracht wird, ein winziger Tropfen Flüssigkeit austrete. Er schloß daraus, daß dieser Tropfen in das Pflanzengewebe eindringe und dort eine Gärung hervorrufe, durch die eine Anschwellung und Neubildung, die Galle, entstehe. Reaumur hingegen war der Ansicht, daß nicht durch die dem Pflanzengewebe eingepfropfte Flüssigkeit allein, sondern noch durch die durch den Legebohrer im Pflanzengewebe verursachte Wunde die Galle sich bilde. Ohne gleichzeitige Verwundung des Gewebes sei jede Gallbildung ausgeschlossen. Auch dieser Ansicht wurde besonders von Beyerinck entgegengetreten, der entgegenhielt, daß es auch Gallen gäbe, die ohne jede Verwundung des Gewebes entstehen.

Lacaze-Duthiers stellte die Theorie auf, daß alle Weibchen der Hautflügler aus einer mit dem Legebohrer in Verbindung stehenden Giftdrüse einen für jede Art typischen Gifstoff aus-

diesem Gebiete unzureichend unterrichtet.

Grundbedingung für die Möglichkeit der Entstehung einer Galle an irgendeinem Pflanzenteil, ohne Rücksicht auf die Artzugehörigkeit des Gallenerregers ist, daß „der Parasit auf möglichst junge, in der Entwicklung begriffene bzw. noch im Wachstum befindliche Pflanzenteile oder auf Gewebe einwirkt, die sich in in teilungsfähigem (meristematischem) Zustande befinden oder doch in diesen Zustand zurückkehren können; die Galle wächst daher mit dem sich entwickelnden Organ der Pflanze. Völlig ausgebildete und nur aus Dauergeweben bestehende Pflanzenteile vermögen daher keine Cecidien hervorzubringen“.

scheiden und bei den Gallwespen jede Giftart eine eigene Gallenform erzeuge; auch wirke das Gift der betr. Gallwespe nur an ganz bestimmten Pflanzenteilen und Pflanzen, sei also an anderen unwirksam. Gegen diese Ansicht, zu der sich auch Darwin bekannte, erhob Czsch Einspruch, der ganz richtig ausführte, daß sich dann auch Gallen entwickeln müßten, wenn man die Larve entfernt, bzw. diese zugrunde gehe. Und so kam man schließlich dazu, die Ursachen der Gallenbildung der Larve zuzuschreiben. Aber auch hiergegen erfolgten Einsprüche. Reaumur vergleicht das im Pflanzengewebe abgelegte Ei bzw. dessen Eihaut mit der Plazenta eines Säugetieres. Wie dieses stünde die Eihaut mit dem umgebenden Gewebe in Verbindung. Durch die in der Eihaut enthaltenen offenen Gefäße sauge die im Ei sich entwickelnde Larve die Säfte ihrer Umgebung ein und übe dadurch einen Reiz auf den betr. Pflanzenteil aus. Ein anderer Forscher führte die Gallbildung auf die im abgelegten Ei enthaltene größere Wärme zurück, durch die ein Reiz auf das Pflanzengewebe zu größerer Zelltätigkeit ausgeübt und dadurch die Bildung der Galle veranlaßt werde. Andere wieder waren der Ansicht, daß das Ei wie jeder in ein tierisches oder pflanzliches Gewebe gebrachte Fremdkörper eine rein mechanische Wirkung ausübe und betrachteten dies als die Ursache der Gallbildung. Die gleiche Wirkung übe dann die aus dem Ei geschlüpfte Larve aus, wenn sie fresse. Malpighi und Czsch verfolgten schließlich die Meinung, daß durch eine ständige Absonderung eines Exkretes durch die fressende Larve, vielleicht auch durch die Beihilfe des Muttertieres sich die Galle bilde, während Beyerinck den Standpunkt vertrat, daß die Entstehung der Cynipidengalle durch die jugendliche Larve allein bedingt werde, von



Triebspitzengalle an Weiden von *Rhodophaga rosaria* H. Loew. (Nat. Größe).

(Röß.) Eine weitere Grundbedingung ist die, daß die betr. Pflanzenteile, Gewebe und Zellen auch für den vom Gallentier ausgehenden Reiz empfänglich sind. Es muß also ein Zusammenwirken von Gallenerreger und Wirtspflanze zur Hervorbringung einer Galle tatsächlich gegeben sein. Weiter ist Tatsache, daß die verschiedenen Gallentiere nur auf ganz bestimmten Pflanzen und Pflanzenteilen ihre Galle erzeugen können. Eine Eichengallwespe ist z. B. nur imstande auf der Eiche, nicht aber auch auf der Buche oder irgendeinem anderen Baum oder Strauch die gleiche Galle zu erzeugen, ja nicht einmal auf nächstverwandte Baumarten der gleichen Gattung ist es dem Gallentier möglich eine Gallbildung hervorzurufen. Und ebenso ist es einem Gallentier nur möglich, einen ganz bestimmten Pflanzenteil zu der für diese Art typischen Galle umzuwandeln, nicht aber gleichzeitig die z. B. nur an der Knospe sich bildende Galle auch an den Blättern, den Blüten oder Wurzeln hervorzurufen. Doch gibt es hierin einige wenige Ausnahmen, auf die nicht näher eingegangen werden soll. Wodurch entsteht nun aber die Galle bzw. welches sind die Ursachen der Gallenbildung? Malpighi beobachtete bei einer eierlegenden Gallwespe,



Von Pflanzenläusen hervorgerufene ananasartige Gallenbildungen an Fichten von *Chermes viridis* Rtz. (Nat. Größe.)



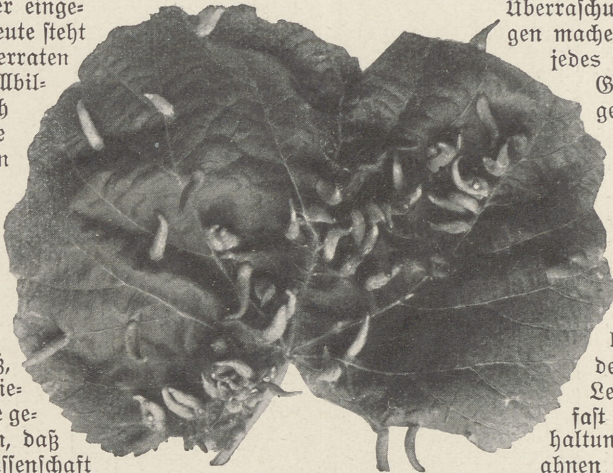
Blattröllgalle an Ulme von *Schizoneura ulmi* L. (Natürliche Größe).

Weniger bekannt ist, daß auch Gallen durch Pflanzenläuse entstehen können. So entstehen an Fichten ananasartige Gallen durch *Chermes viridis*. Auch an Ulmen bilden sich Blattröllgallen durch *Schizoneura ulmi*. Diese Gallen entstehen ebenfalls durch die Wirkung von Gallenläusen. Die Gallenbildung durch Pflanzenläuse ist ebenfalls eine mechanische Wirkung, die durch die Anwesenheit der Läuse im Pflanzengewebe hervorgerufen wird. Die Gallenbildung durch Gallwespen ist dagegen eine biologische Reaktion des Pflanzengewebes auf den Reiz des Insektes.



jeder Verwundung vollständig unabhängig sei und daß eine besondere Wirkung durch die bei der Eiablage in die gallenbildenden Gewebe vom Muttertier eingeimpfte Flüssigkeit nicht bestehe. Heute steht man nach dem vielen Hin- und Herraten auf dem Standpunkt, daß die Gallbildungen am Pflanzenkörper durch eigenartige nicht näher bekannte Stoffe, die von den Parasiten ausgeschieden werden und einen chemischen Reiz auf die umgebenden Pflanzengewebe ausüben, entstehen.

Wir sehen also, daß wir auch heute in dieser Sache noch nicht ganz aufgeklärt sind und noch viel sorgfältige Arbeit geleistet werden muß, bis alle schwebenden Fragen auf diesem so interessanten Wissensgebiete gelöst sind. Wir dürfen aber hoffen, daß dies unserer nie rastenden Wissenschaft durch neue Methoden der Untersuchung und Beobachtung in Bälde gelingen wird.



Sog. Nagelgallen auf Lindenblättern von *Eriophyes tiliae* Pag. (Natürliche Größe.)

Uns allen lehren die Gallen etwas: wir sollen nicht unaufmerksam durch die Natur gehen. Überall gibt es in ihr Überraschungen, überall kann man Entdeckungen machen, auf Wunder stoßen. Jede Blüte, jedes Blatt, jedes Rindenstück und jeder Grashalm bieten schon beim flüchtigen Schauen Offenbarungen, wieviel mehr Reichtümer schenken sie aber dem, der sie zergliedernd betrachtet. An Pflanzengallen gerade laufen die meisten Menschen achtlos vorüber — vielleicht sagen sie: „Wie häßlich“, vielleicht: „Wie merkwürdig!“ Daß aber die Natur in wunderbarer Kunst und wunderbarem Aufbau sich in diesen Gebilden Schutzzellen schuf, die werdendes Leben bergen, daß sie hier auf eine fast unerforschliche Art Wege zur Erhaltung von Gattungen beschritt, davon ahnen wohl die wenigsten Menschen. Die Gallen sind gewissermaßen Kinderwiegen der Kleinlebewesen.

## Die häßlichen Hände. Von Susanne Tornwaldt.

Charlotte Dürer erwartete Gäste.

Sie stand in dem Zimmer, das ganz von grüner Seide, Blumen und Frühlingssonne erfüllt war, am runden Tisch und ordnete einen Strauß Maréchal Niel, der an sich durchaus geordnet war. Aber es gab soviel mit diesen Rosen zu tun, die in vornehm lässiger — ja, ein wenig defakter Weise ihre zarten gelben Häupter über den Rand des Chippendaleglases neigten. Man konnte sie aufrichten. Man konnte sie streicheln — und eben mit ihnen umgehen, wie man mit Kostbarkeiten umgeht.

Nun, Charlotte Dürer pflegte alles, was liebebeischend und pflegebedürftig war, als Kostbarkeit zu empfinden. Sie hätte sich vielleicht ohnehin diesen Rosen gegenüber mit gleicher Zartheit benommen, auch wenn sie nicht von Frank Homan gekommen wären.

Aber sie kamen von Frank Homan — und gleich würde er selbst kommen.

Charlotte Dürer verwöhnte ihre Rosen, während sie darüber nachdachte, daß sie diesen ruhigen, sehr kritischen Mann — Arzt, Bruder einer Reisebekanntschaft — heute erst zum zweitenmal und gleich im eigenen Hause sehen würde. Das war seltsam. Sie neigte nicht zum raschen Bekanntwerden.

Mit Jutta Homan war sie häufig zusammen, seit sie sich in Paris kennengelernt hatten, im Louvre, durch beiderseitige unauffällige Bewunderung von Correggios Heiliger Katharina. Eine Kopie des Bildes hatte vor wenigen Tagen zu der Verabredung in einer Ausstellung geführt, die einzuhalten Jutta im letzten Augenblick verhindert war. Frank Homan hatte seine Schwester vertreten.

Er hatte Charlotte nach der Beschreibung erkannt, die elegante, schlanke Frau mit festen, rostfarbenen Flechten am schmalen Kopf, mit grauen, warmen Augen. Und er sah seiner Schwester ähnlich. Die gleiche Sicherheit. Der gleiche, ganz leicht überlegen spöttische Zug um den klugen Mund. Noch ehe er sie ansprach, kannte auch sie ihn.

Während sie langsam von Bild zu Bild gingen — nicht ganz bei der Sache, denn jedes Wort, jede leise Berührung in der Vergangenheit gedachter Gedanken und geliebter Passionen, brachte überraschende Gemeinsamkeit —, erschien es ihnen, als sei ihr Leben wie etwa ein Fluß, desselben Ursprungs, der, durch einen Zufall geteilt, nun wieder in gleicher Richtung und Bahn dahinströme. Sie waren einander nicht fremd.

Dann standen sie vor dem Bild, das sie hergeführt hatte. Es war eine gute Kopie. Charlotte Dürer war kritisch in der Erinnerung an den ersten unvergeßlichen Eindruck und zufrieden, vertiefte sich in jeden Zug des lieblichen Gesichts und in das Wunder unvergänglicher Farben. Aber Frank Homan sah nur der Heiligen Katharina schöne Hände.

Er gab zu, es sei sein Spleen, seine kleine Verrücktheit von Jugend auf: schöne Hände. Seine Sympathien und Antipathien würden ungewollt dadurch bestimmt. Er ging soweit, zu behaupten, Charakter und Gesinnung lägen darin, der häßlichste Mensch könne schön werden durch schöne Hände.

Charlotte Dürer, bis dahin lebhaft und in schwingendem Einklang mit dem Mann, der in selbstverständlichem Vertrauen ihr Verstehen voraussetzte, war still geworden. Sie war im Begriff zu sagen — nun ja — über ihre Hände zu sprechen. Aber sie gewann es nicht über sich, streifte unwillkürlich die grauen Wildlederhandschuhe fester und ließ es auf sich beruhen.

„Zeige!“ dachte sie. Denn sie wußte, daß es nur ein Aufschub sei. Es mußte sich zeigen . . .

„Nehmen Sie am Sonntag mit Ihrer Schwester den Tee bei mir,“ bat sie beim Abschied, und er sagte zu. Am Sonntag morgen kamen Charlottes Lieblingsrosen, die Maréchal Niel.

Tiefinnig sah sie in die formvollendeten Blatthüllen, dann glitt ihr Blick ab, ruhte auf den Händen, die die Rosen umschlossen. Ihr Ausdruck hatte nun etwas Gespanntes, fast Schmerzvolles. Es waren kräftige, wohlproportionierte Hände mit schönen Nägeln, aber sie waren rot. Die Haut, trotz aller Pflege, wie verknittert. Optisch täuschte die häßliche Farbe mehr Umfang vor, als tatsächlich vorhanden war.

„Scheußlich!“ dachte Charlotte und fand kein Wort, das hart genug war, um ihrem, noch nie so bitter empfundenen Kummer gerecht zu werden. Der harte Kriegswinter in Feindesland stieg wieder vor ihr auf, die Begeisterung ihrer Schwesternzeit, die über jede Außerlichkeit triumphierte. Harte Arbeit in eisiger Kälte und in fliegender Hast kochendem Wasser entnommene Instrumente. Diese Hände waren ihre Kriegsbleisur, gegen die kein Mittel half. Ihr ästhetischer Sinn litt seit Jahren darunter, aber heute litt ihre Seele.

Sie waren nicht immer so unerfreulich wie gerade jetzt. Heiße Sommersonne wirkte segensreich, ebenso ein ruhevolles Gemüt. Dann verblaßte dieses herausfordernde Rot, und die Haut wurde glatter. Aber es war einer der kalten, klaren Frühlingstage, wie das Jahr sie zur Genüge brachte — und Charlotte hatte eben kein ruhevolles Gemüt. Der Gedanke an das Wiedersehen erregte sie, und je mehr sie wünschte, die unglückseligen Hände möchten sich in ihrer besten Verfassung zeigen, wenn der Mann Frank mit seiner großen Schönheitspassion darauf sah, desto röter wurden sie.

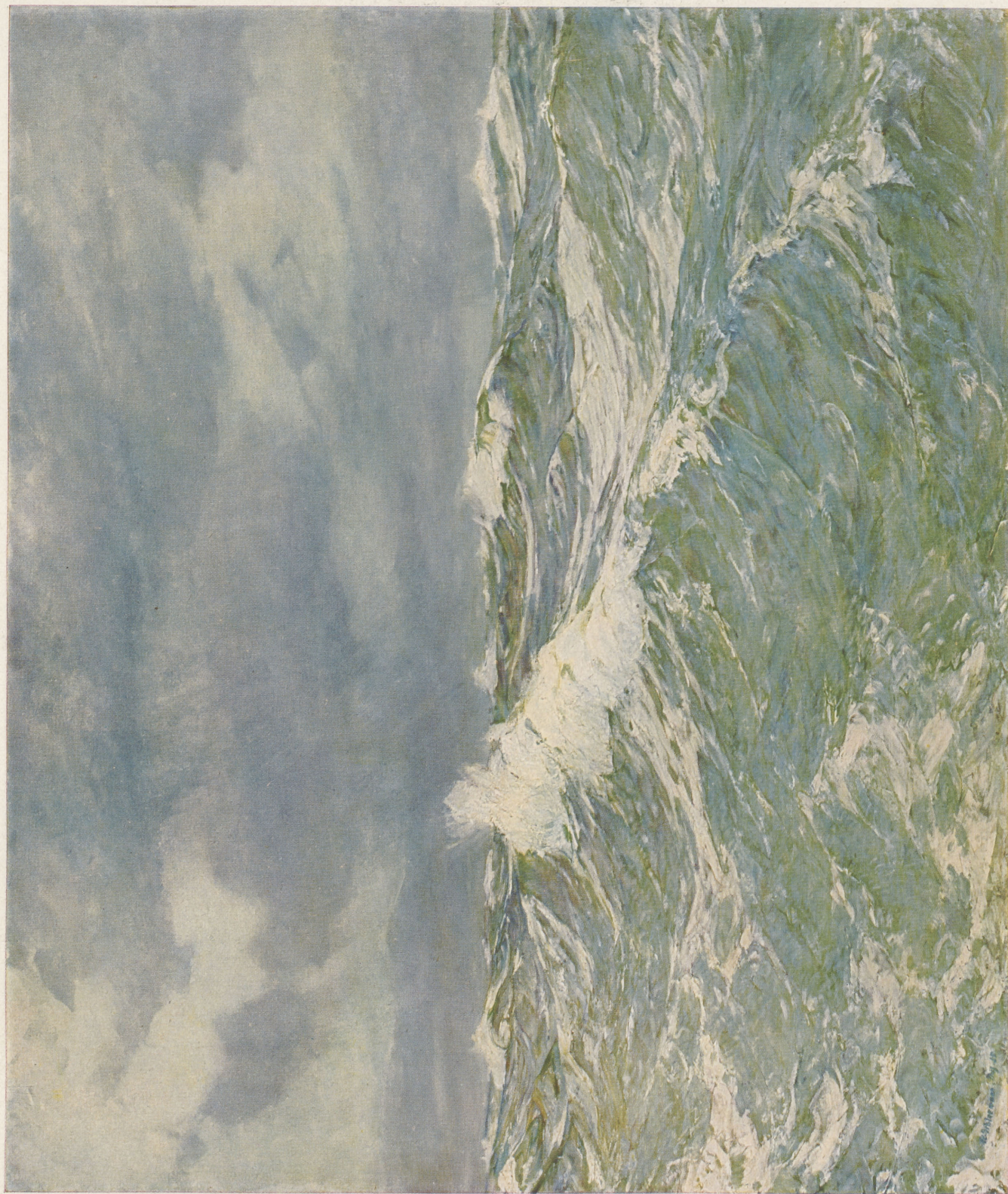
Die kleine Uhr auf der Boulekommode — eine alte, drollige, kleine Uhr, die durch ein klares Glasgehäuse mit unzähligen Rädern, Rädchen und schwingenden winzigen Propellern so sehr viel Wesens um ihr viermal stündlich gemeldetes Dasein machte — schlug die vier hellen Klänge der vollen Stunde, darauf ernst und vielsagend fünfmal. Ein Auto hielt vor dem Haus. Charlotte hörte Stimmen in der Diele.

Wahrhaftig, ihr war zumut, als solle sie ein sehr schwieriges, lebenentscheidendes Examen bestehen. Flüchtig ging ihr durch den Sinn: „Eigentlich hat er das Examen zu bestehen.“ Dann wurde die weiße, geschnitzte Tür geöffnet und nur Frank Homan stand darin.

„Ihre Schwester —“ fragte sie überrascht, hastig.

Doktor Frank Homan stand da, groß, sehr trainiert, sehr





Hochsee. Gemälde von Eduard Schloemann im Besitze des Herrn S. Greerfs, Köln-Lindenthal







gepflegt. Die Vorzüge seiner äußeren Erscheinung waren Charlotte neulich nicht so stark zum Bewußtsein gekommen. Ja, Doktor Homans innere Werte waren bei dieser Begrüßung etwas unübersichtlich, traten gewissermaßen hinter den äußeren zurück. Der Begriff Mensch verlor sich in diesem ersten Augenblick hinter dem wohlgepflegtesten Männlichkeit. Es verstärkte die seltsame, ihr sonst ungewohnte Geheimnishaftigkeit.

„Sie ist noch krank,“ sagte er — „und ich wollte so gerne kommen. Sind Sie böse?“

„Nun wird er mir die Hand küssen,“ dachte Charlotte.

Er hielt ihre Hand und sah um sich. „Wie das alles zu Ihnen paßt!“ sagte er herzlich. Beugte sich. Zögerte. Richtete sich auf und sah verwirrt aus. Der sichere, kritische, ein wenig spöttische Frank Homan war rot geworden.

„Abglanz von meinen Händen!“ dachte Charlotte mit bitterem Humor. Aber es half ihr. Ihre eigene Großzügigkeit litt den Gedanken nicht, ein Mensch — dieser Mensch — könne klein werden an einer Idee. Mit lebenswürdiger Sicherheit war sie Wirtin zwischen der feinen Schönheit ihrer Umgebung.

Frank Homan war nun nichts anzumerken, höchstens war er ein wenig lebhafter als sonst. Aber er vermied hinzusehen, wenn die roten Hände mit den hauchdünnen Teeschalen hantierten oder mit Sorgfalt den Samowar bedienten. Diese Widersprüche ertrug er nicht. Sie rissen an ihm, wollten ihn daran hindern, dem beweglichen Gleichklang der Interessen sich hinzugeben, wie am ersten Tag ihrer Bekanntschaft.

Dann wieder konnte er nicht fortsehen, als Charlotte einen lustig leuchtenden Käfer, der sich zwischen die Teegeräte verirrt hatte und in Lebensgefahr geriet, liebevoll aufnahm, um das kleine Geschöpf zwischen die seidengrünen Blätter der Rosen zu setzen.

Der Samowar sumnte sein Behaglichkeitslied. Die Abendsonne warf ihren letzten schrägen Strahl über sanftes Grün. Er funkelte in Messing und Silber, verklärte die Schönheit der gelben Rosen, die stärker dufteten, nun es zu

Abend ging. Er glitt über die mahagonifarbene Fläche des Flügels — spiegelte sich.

Charlotte war ganz frei geworden. Sie war schön und in sprühender Laune. Frank Homan erschien es, als sei Musik die einzige Steigerung des Behagens, das diese Frau um sich zu verbreiten verstand. Er war im Begriff zu bitten: „Spielen Sie!“ — da erhob sie selbstvergessen ihre Hand. Die Sonne brannte darauf . . .

„Warum nur, warum dieses Unüberwindliche!“ dachte Frank Homan. Der Inbegriff des Erstrebenswerten vermag nicht in wenigen Stunden vergehen, der Zwiespalt wurde zur Qual. Er erhob sich, fast brüsk. „Haben Sie Dank, es war schön bei Ihnen! Ich muß fort. Zu meiner Klinik.“ „Nun hat er sein Examen nicht bestanden,“ dachte Charlotte.

Die Sonne versank. Sie stand schmal und sehr blaß inmitten des Zimmers, als er sich in der Tür noch einmal zurückwandte. Dann ging sie mit müden Schritten zum Flügel, öffnete — schlug ein paar Akkorde. Unendlich weich — wehmutsvoller, leiser Spott — klangen die ersten Takte des Chopinpräludiums durch die beginnende Dämmerung. Das mit dem pochenden Herzen.

Die tiefe Tragik der Bässe begleitete den fliegenden, angstvollen Herzschlag. Da öffnete sich leise die Tür. Sie merkte es nicht.

Frank Homan kam näher. Leise. Schritt für Schritt. Bis er hinter ihr stand.

Die Töne sangen unter ihren Händen. Auf und ab, in schwermutsvoller Resignation, in grollender, unterdrückter, dann aufbrausender Leidenschaft klagte — schlug das Herz im wechselnden Schicksal. Der Ausklang die kleine, resignierte, ein wenig spöttisch überlegene Melodie —

Es war fast dunkel. Charlotte saß vorgebeugt, ohne sich zu rühren. Sie schien dem letzten Ton nachzulauschen, der durch die Stille sang.

Frank Homan beugte sich. Küßte die häßlichen Hände.



Sommerwind! — Aus jedem Rosenstocke  
Möchte er Düfte lösen! All die vielen

Ährenfelder lüften! — Und zum Spielen  
Möcht' er immer eine Mädchenlocke. f. s.

### Zwei praktische Apparate für die Küche.

Jeden Fortschritt der Technik sich zunutze zu machen, ist Pflicht der Hausfrau gegen die andern und sich selbst. Ist vielerlei Anforderungen treten heute an sie heran, da heißt es Zeit sparen und Kräfte sparen — für das gemeinsame Leben mit Gatten und Kindern, für die eigene geistige Weiter-

bildung, für seelisches Ausruhen und körperliches Training. Die meisten guten Absichten, die Technik in den Dienst der Küche und der Hauswirtschaft zu stellen, scheitern leider am Kostenpunkt. Uner-schwinglich ist die Anschaffung des elektrischen Kühlschrankes, der Betrieb einer elektrischen Koch-



Kartoffelfieder und -abspüler, auch für das Waschen von Salat, Obst usw. verwendbar. F. u. K. Fischer, Göppingen i. Württemb. Techno-photographisches Archiv, Berlin

platte, für sehr viele auch der Erwerb eines Staubsaugers. „Amerika, du hast es besser“ . . . Aber die kleinen Hilfsmittel, die kein großes Loch in die Wirtschaftstasche reißen und die uns doch das Leben so sehr erleichtern können, nach denen sollte man Umschau halten. Da heißt es: Ohren und Augen auf! Wo gibt es etwas Neues, wo gelangt eine praktische Erfindung auf den Markt? Industrie und Wissenschaft, Handel und Gewerbe sind ständig bemüht, Neues, Besseres zu schaffen! Wirklich Zweckmäßiges bürgert sich rasch ein. Erinnert sei nur an den „Mop“, den heute zahlreichen Hausfrauen fast unentbehrlichen, oder



„Brötchenfrisch“, ein von Dr. Arthur Fornet, Berlin, erfundener Behälter zum Aufbacken alter Semmeln. Aufnahme: Franz Linthorst, Berlin.



an die feuerfesten Glaschüsseln und -pfannen und den nicht-rostenden Stahl, die Freude jeder sich selbst versorgenden Junggefellin.

Zwei neue praktische Apparate, die geeignet sind, fühlbare Lücken auszufüllen, seien heute in Wort und Bild vorgeführt: Kartoffelsieder und „Brötchenfrisch“. Der Kartoffelsieder, ein handlicher Drahtkorb, erspart das Abgießen der kochenden Kartoffeln, das lästig und stets etwas „aufregend“ ist; gelingt es doch, sachgemäß ausgeführt und ohne Brandwunden nur unter Zuhilfenahme von zwei Topflappen und viel Geschicklichkeit. Der Kartoffelsieder dürfte sich vor allem da bewähren, wo täglich große Mengen von Kartoffeln benötigt werden. Wunder schön wächst sich aber auch, gerade im kleineren Haushalt, der Kopfsalat in ihm, spülen sich mit seiner Hilfe Kirschen und Erdbeeren.

„Brötchenfrisch“ — der Name sagt alles! Diese Erfindung wurde aus der Sehnsucht nach der frischen Sonntagssemmel geboren. Seit Einführung des vom sozialen Standpunkt aus

nur allzu verständlichen Nachbäckverbotes kennt auch der Städter feiertags keine röschen Semmeln mehr, um die er früher von dem Landbewohner viel beneidet wurde. Aber bei den weiten Entfernungen zur Arbeitsstätte muß in der Großstadt mancher Frühaufsteher auch am Werktag dauernd auf frisches Backwerk zum Morgenkaffee verzichten, wohingegen wieder die Kleinstädter sich des Abends mit alten Brötchen begnügen müssen, da an kleinen Orten ja nur einmal am Tage gebacken wird. Alles mögliche hat die Hausfrau nun schon versucht, altbackene Semmeln wieder knusperig und locker zu machen, aber das Ergebnis befriedigt stets nur halb. Erst mit dem „Brötchenfrisch“ gelang es, wieder eine vollwertige, d. h. wohlschmeckende Backware zu erhalten. Die alten Brötchen werden leicht angefeuchtet und einige Minuten in den fest verschlossenen, auf mittelgroße Gasflamme gestellten Apparat gelegt. Der Erfolg ist geradezu täuschend. Auch alter Kuchen, Toast, Blätterteig, Pastete kann auf diese Weise wieder aufgebäckt werden.

Gisela Tornow.

## Vom kleinsten Erdenbürger und von unserer Gedankenlosigkeit.

Für die kleinsten, hilflosesten Seelchen möchte ich heute ein gutes Wort einlegen. Ich wünschte, daß da und dort eine Mutter es hörte und es so ihrem Schützling zugute käme. Denn worüber Pädagogen in der Theorie sich längst einig sind, davon ist noch so gut wie nichts in die Praxis der Kinderstuben gelangt: daß das Kind schon vom ersten Tage seines Lebens an nicht uns, sondern sich selbst gehört, und daß es nur das eine erbittert: Helft mir, daß meine Seele werde nach den in ihr liegenden ureigenen Gesetzen.

Das klingt so selbstverständlich und ist in der Praxis doch eine schwere, stündliche Aufgabe. Denn es gilt, einen festen, schützenden Wall aufzurichten zwischen dem Kinde und der unverständigen, eigennützigen Umwelt. Solange der kleine Erdenbürger noch ganz schlummerndes, teilnahmsloses Menschlein ist, das durch sein ganzes Wesen unzweideutig zu erkennen gibt: Ihr und eure ganze Welt seid mir restlos gleichgültig, ergeht es ihm noch verhältnismäßig gut. Man kann wirklich „leider noch nichts mit ihm anstellen“ und so läßt man ihm seine Ruhe. Aber das sind nur Wochen! Wie bald zeigen die klarer blickenden, fest gerichteten Augenlein ein deutliches Fragen: Wer seid ihr? Ich möchte euch ansehen, euch kennenlernen und eine erste, stille Zwiesprache mit euch halten.

Auf diesen Augenblick hat man gewartet, um sich nun förmlich diesem ersten Erwachen entgegenzustützen. „Hast du Interesse für uns, so wollen wir dir zeigen, was wir alles können, staunen wirst du: Reden — ach, soviel reden! Du wirst merken, daß unser Mund bei deinem Anblick niemals stillstehen kann. Auch singen und pfeifen — siehst du, du hörst es schon! Ach, und küssen können wir dich, Herzen, streicheln, in die Wanglein fassen, am Näschen zupfen — paß auf, es soll dir von unserer „Liebe“ Hören und Sehen vergehen! Was, und deine Gliederchen hast du entdeckt, und es macht dir Spaß, damit zu strampeln? Siehst du, wir helfen nach, wir fassen dich an Händen und Beinchen, so geht es noch viel wilder, als du es kannst. Lächeln willst du auch schon? Tu's noch mal! Du willst nicht? Ich kann aber warten und so lange an dir herumversuchen, bis du es doch tust!“

Wenn nun wenigstens nur Vater und Mutter so handelten! Aber nein, „ab und zu“ muß doch auch der oder jener den Stolz des Hauses betrachten, und es gibt keinen, der, wenn er nur das Kind wachend findet, sich nicht zu sofortiger „Unterhaltung“ verpflichtet fühlt!

Was aber tut man damit? Man reißt das arme Seelchen von Anfang an aus seiner Einsamkeit heraus. Man gewöhnt es daran, daß es ein stilles Bei-sich-selbst-sein, ein Sich-freuen am eigenen Werden, ein Zeithaben zu ruhigem Erwachen überhaupt nicht gibt. Da der Säugling völlig wehrlos dem allem gegenübersteht (den Unwillen, den er zunächst durch Abwehr mit Händen und Füßen, durch unruhiges, müdes Gesichtchen bekundet, überfiehet die Umwelt), läßt er bald geduldig alles über sich ergehen. Ja, der kleine Organismus ist binnen kurzem so an die vielen Reize gewöhnt, daß er sich ohne sie nicht mehr wohl fühlt und danach verlangt. Das Kind fängt nun an, von sich aus die Umwelt zu „beanspruchen“, und so hat sie selbst die Strafe für ihr gedankenloses Handeln. Schon im zweiten, dritten Lebens-

jahr fällt die Lebhaftigkeit, die man selbst durch sein Verhalten hochgezüchtet hat, „auf die Nerven“, und mit Schelten und Unwilligen möchte man sie wieder austreiben. Trotzdem verfällt man immer wieder in den alten Fehler. Ist der Vater ein paar Minuten mit dem Kinde zusammen, so muß es toll hergehen — hat er es satt, so soll das Kind mit ihm sofort die Stimmung wechseln, und für die gleichen Späße, zu denen es eben noch angeregt wurde, wird es nun gescholten! Wie oft habe ich es beobachtet: Das Kind ist nichts als Spielzeug in der Hand der Erwachsenen! Und es hätte doch das Recht, als selbständiges, werdendes Persönchen angesehen zu werden!

Überlasse man den kleinen Erdenbürger von Anfang an sich selbst und hülle ihn nur fest in eine leise, über ihn wachende Liebe, so würde er weiterhin selbst für sein Fröhlichsein sorgen. Jeder Fortschritt im eigenen Werden bringt ihm ja eine tiefe Freude! Er liegt so gern irgendwo im Freien in seinem Wagen und macht mit nicht ermüdender Ausdauer die ersten Versuche, sich hochzurichten. Das Kind sitzt so still-zufrieden auf seiner Decke im Garten und entdeckt allein, daß man es wagen kann, sich auf die dicken Beinchen zu stellen — auch wenn es zehnmal hinplumpft, stört's nicht. Die Freude des Gelingens ist nach mühevollen Ausbreiten am größten. Und dann das Bekanntschafmachen mit den Dingen der Umgebung. Ich beobachtete einmal ein Kind, das zum ersten Male seinen kleinen Lederschuh ausgezogen hatte und ihn nun „untersuchte“. Die Entdeckerlust, die Ausdauer, die Intensität, mit der es dabei vorging, ließ mich an meine Studienjahre denken, an Stunden, in denen ich die Wonne des Erforschens kostete. Es war mir, als müßte ich die Hände schlagend ausbreiten über das kleine Geschöpf, damit doch niemand ihm die Fähigkeit dieses Genießens nähme. Aber es herrscht keine Achtung vor dem Ernst des kindlichen Spiels. Aus der Versunkenheit des Schuhstudiums wird das Kind gewiß durch die vorbeigehende Mutter herausgerissen; denn sie muß es schnell einmal herzen — vergessen ist der Schuh, und der kleine Entdecker ist um seine Freude gebracht. Oder der Vater kommt herein und läßt schnell seinen Liebling ein paarmal hoch in die Luft fliegen; oder irgend jemand findet es viel ordentlicher, daß der Schuh wieder angezogen wird.

Würde man nicht dem Menschen einen unschätzbaren Reichtum mit auf den Lebensweg geben, wenn man die Freude am Spiel an sich, die eine Vorstufe ist der Freude an sachlicher Arbeit, in ihm nicht tötete, sondern nach bestem Können förderte? Wenn man das Kind mehr zurückhielte vom lärmenden, hastenden Leben der Erwachsenen, ihm alle unnötigen Eindrücke ersparte und lieber intensiver das Erwachen neuer, kindlicher Fähigkeiten beobachtete, um ihnen zur Betätigung zu verhelfen? Ich glaube, gerade das Leben des Mädchens könnte dadurch so viel reicher gestaltet werden. Nur allzu sehr wird ihm durch die Erziehung die Freude an objektiver Arbeit, die Fähigkeit, Einsamkeit zu lieben und ganz in sich selbst zu ruhen, genommen. Die Leserin möge den Gedanken weiter spinnen, wieviel Unbefriedigt- und Unglücklichsein verhütet werden könnte, wenn dem werdenden Menschen das Bewußtsein bliebe: in meinem eigenen Werden liegt mein Schicksal und damit die Möglichkeit, glücklich zu sein. Annemarie Reichwage-Guth.

## Handarbeit und Reise.

Die Handarbeit spielt während der Reisezeit eine große Rolle. Ebenso selbstverständlich wie ihre Ferienbücher packt die handarbeitsliebende Frau auch eine Nadelarbeit in den Koffer. Sie hilft ihr über manchen Regentag hinweg, sie ist aber auch angenehmer Zeitvertreib auf einsamer Waldbank. Empfehlenswert ist es, für die Reise keine allzu umfangreiche Handarbeit zu wählen, sondern ein kleines Stück, das man ins Täschchen packen und bequem überallhin mit hinnehmen kann. Gern arbeitet man weiß in weiß; die sonst so beliebten bunten Wollnäule rollen leicht fort, Tannennadeln, Laubwerk, Sand versangen sich in ihnen und der zukünftige Jumper

ist zerzaust, ehe er fertig wurde. Auch Garn zu wickeln macht sich schlecht in freier Natur. Eine hübsche, geeignete Arbeit ist der Hohlraum. Wäsche, Taschentücher, Decken jeder Größe gewinnen dadurch an Schönheit und Wert. Hohlraum ist immer dankbar; wirkungsvoll im Gebrauch, ausdauernd in der Wäsche. Gute Anleitung vermittelt der Beyer-Band Nr. 161 „Hohnahnmuster für Wäsche“. Man ahnt gar nicht, wie vielfältig sich Hohlraum abwandeln läßt. Da gibt es Hohnahm-quadrate, Gitterdurchbruch, Zickzackhohnahm, Hohnahmanten mit verschränkten Stäbchen und die vielen Muster in Verbindung mit Weißstickerei.

Detta.



## Eine Koloniale

Am Nord-Offsee-Kanal, nahe der Stadt Rendsburg, steht ein stolzer Backsteinbau zwischen Wald und Wasser. Unablässig ziehen die Schiffe durch den Kanal — unter deutscher, englischer, schwedischer, finnischer, lettischer, griechischer Flagge. Häufig erscheinen frohe Mädchen-Gesichter an den Fenstern und schauen ihnen sehnsüchtig nach. Ist doch der Drang in die Ferne all den Frauen und Mädchen eigen, die sich in der kolonialen Frauenschule Rendsburg für ihr zukünftiges Wirken im Auslande vorbereiten.

Vor Jahresfrist wurde diese Schule eröffnet, die eine neue Note in unser weibliches Fortbildungswesen bringt, indem sie Kenntnisse vorwiegend praktischer Art in den Dienst des Deutschumsgeankens stellt. Deutschland ist durch den Vertrag von Versailles so eingeengt, daß Hunderttausende auswandern müssen, um im Auslande und über See ihre Existenz neu aufzubauen. Jeder, der draußen gelebt hat, weiß, wie unentbehrlich dem auswandernden Mann die deutsche Frau ist. Sollen die vielen Deutschen, die heute unter fremder Flagge leben, ihrem Volk-

Rückkehr aus den Schweineställen.

selbständig und selbstverantwortlich erfüllen. Bruträume und Legehalle harren der Benutzung. Ein Zuchtschiff von Gänzen und Enten ward bereits zur Erweiterung des Betriebes ange-

## Frauenschule.

schaffen. Für Kleintierzucht und Gemüsebau schenkte die Stadt Rendsburg der Schule eine Koppel von 1,7 ha Größe, die bisher noch nicht in Kultur gewesen war und neu kolonisiert werden mußte. Dort wurde ein Wirtschaftshof errichtet. Neben Schweinemast will man vor allem Geflügelzucht treiben, um dadurch Einnahmen zu erzielen. 500 Junghühner wurden als Eintagsküken angekauft und von einem geschulten Geflügelzüchter nach allen Regeln der Kunst aufgezogen. Die Schülerinnen helfen ihm dabei und müssen ihre Obliegenheiten

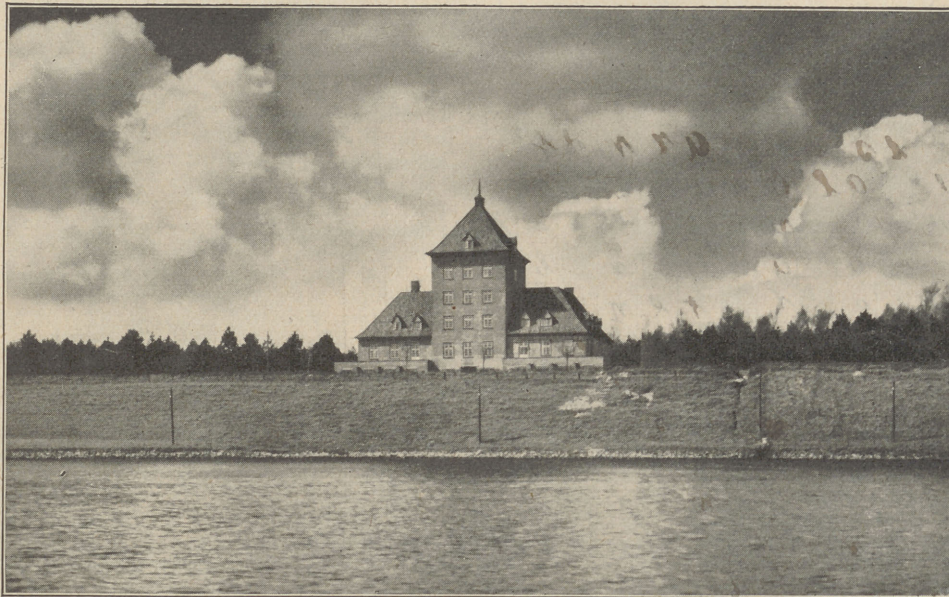
selbständig und selbstverantwortlich erfüllen. Bruträume und Legehalle harren der Benutzung. Ein Zuchtschiff von Gänzen und Enten ward bereits zur Erweiterung des Betriebes angeschafft. Außerdem werden die Schülerinnen in einem Lehrgarten beschäftigt, der der kolonialen Frauenschule und der benachbarten Heimvolkshochschule Rendsburg gemeinsam ist. Ward doch in unserer Nordmark der Gedanke der Volkshochschule aus Dänemark übernommen und in so weitem Umfang verwirklicht, wie in keinem anderen Teil Deutschlands. Der Landrat des Kreises Rendsburg,

Dr. Stelzer, gehört den Kuratorien beider Schulen an und fördert sie mit unermüdlichem Eifer.

Durch die Nachbarschaft der Heimvolkshochschule erhalten die Schülerinnen manche Anregung. Ein Teil des theoretischen Unterrichts wird ihnen von deren Lehrern erteilt. Neben Körper- und Krankenpflege lernen sie die Elemente der Nahrungschemie, Buchführung und die Grundlagen der Wirtschaftsgeschichte, Volkswirtschaftslehre und Volkskunde. Musik, Gesang, Sport und Turnen nehmen einen breiten Raum ein.

Im Sommer bildet das tägliche Bad ihre Freude. Man sucht sie körperlich und geistig zu stärken, damit sie einst als tüchtige, verantwortungsbewußte Menschen ihren Lebenspflichten genügen können. Wenn sie hinausziehen in die Fremde, sollen sie dazu beitragen, deutschen Wohlstand und

Elise Frobenius.



Die koloniale Frauenschule bei Rendsburg, von der Kanalseite aus gesehen.

In den Dienst dieser Aufgabe hat sich die koloniale Frauenschule gestellt.

Das Haus bietet vorläufig Raum für dreißig Schülerinnen. Sie erhalten eine Ausbildung, die sie befähigt, daheim und draußen in Familienstellungen als Haustöchter und Stützen tätig zu sein; auch werden ihnen die notwendigen Vorkenntnisse für Sonderberufe — wie Haushaltslehrerin, Krankenpflegerin, Gartengehilfin, Kleintier- und Geflügelpflegerin — vermittelt. Vor allem jedoch erhalten sie die Kenntnisse, die eine Hausfrau über See braucht, die auf Selbsthilfe und selbstständiges Schaffen angewiesen ist. Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft stiftete eine Reihe von Stipendien, durch die er den Töchtern von Kolonialdeutschen aus Südwestafrika den Besuch der Schule ermöglicht. Neben jungen Mädchen, die auszuwandern beabsichtigen, nimmt die Schule aber auch solche auf, die ihre Kenntnisse in der Heimat verwerthen wollen.

Eine große, gefachelte Küche mit moderner Einrichtung sowie Molkerei- und Waschräume im Keller-gechoß sind vorbildlich ausgestattet. Die Schülerinnen lernen sowohl mit den neuesten Waschmaschinen die Wäsche zu behandeln, wie auch in einer einfachen Waschbale zu waschen und mit dem Kohleneisen zu bügeln. Man will sie einerseits in den Stand setzen, sich in den primitivsten Ver-



Arbeit auf der Geflügelfarm.

Volkstum zu fördern und das Ansehen des deutschen Namens zu heben. So will die Schule eine wirtschaftlich-kulturelle und nationalpolitische Aufgabe erfüllen.

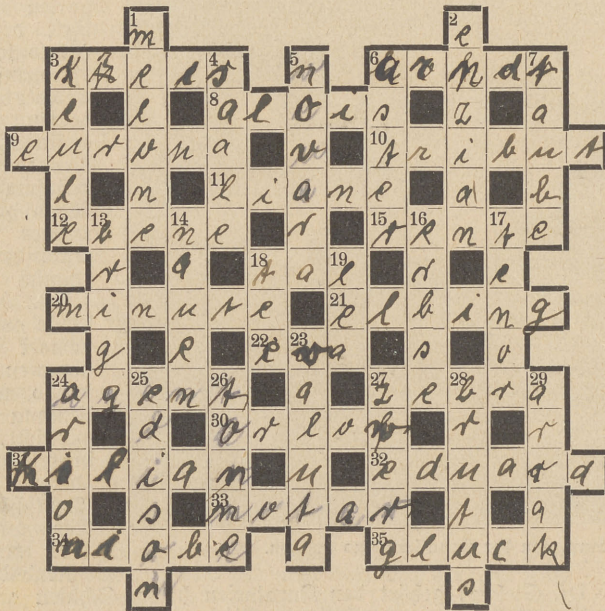


## Zeit der Himbeeren.

himbeerberg. Frischgepflückte, reife und schöne Himbeeren zuckert man ein. Eine Form belegt man mit Keks, die man mit Rum oder

Martha Böttcher v. Hülsen.

### 1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 3. Bezirk eines Landes, 6. deutscher Patriot, 8. männlicher Vorname, 9. Wetteil, 10. Abgabe an den Sieger, 11. Schlingpflanze, 12. Flachland, 15. Geldertrag, 18. geographischer Begriff, 20. kleiner Zeitausschnitt, 21. Stadt in Preußen, 22. weiblicher Vorname, 24. Vermittler, 27. Tigerpferd, 30. Name eines der größten Diamanten, 31. Heiliger, der Apostel Frankens, 32. männlicher Vorname, 33. Rechtsvertreter, 34. weibliche Gestalt der griechischen Mythologie, 35. deutscher Tonidichter. — Senkrecht: 1. Tafelfrucht, 2. Alpenpflanze, 3. Verteidigungswaffe der Naturvölker, 4. Nebenfluß der Elbe, 5. Stadt in Italien, 6. Herbstblume, 7. Vogel.

Das stolze Bergesgipfel weit um-  
fassen,  
Boetisch stimmt dein holder Reiz.  
Mit anderm Haupt zur Prosa wird's  
erlassen. R.

### 3. Kapselrätsel.

Indianer, Landesherr, Kerze,  
Senfe, Heirat, Viga, Ernte, Ostern,  
Traene, Gaumen, Mule, Lastdamp-  
fer, Kauflust, Ziehung, Venau, Haus-  
dach, Tesla, Rebe, Hansdampf,  
Orange.

Den vorstehenden Wörtern sind je drei — dem letzten vier — zusammenhängende Zeichen zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Wort Schillers ergeben.

#### 4. Einschaltträtsel.

Räsen— —Erz, Läden—Stahl,  
Silber—Bischof, Lampen—Bogen  
Stein—Hering, Wein— —Säure,  
Fellen— —Reich, Ehren— —Griff,  
Roggen— —Fest, Boden—Schiff,  
Braut— —Schaf, Haus— —Stube,  
Huf— —Schuhe, Leinen— —Flug,  
Namen—Baum, Wetter—Nus.

Der Strichzahl entsprechend, sind ein- oder zweisilbige Dingwörter einzuschalten, die nach beiden Seiten sinnvolle Verbindungen zulassen (so z. B. Land-Regen-Schauer).

Die Anfangsbuchstaben der Zwischenwörter ergeben die erste Zeile eines Gedichts von Goethe.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

13. ✓ zweimastig =

Stadt in Bran-  
denburg, Funk-  
stelle, 16. Sül-  
senfrucht, 17.

Männerstim-  
 me, 18. Heil-  
 pflanze, 19. bi-  
 blischer Name,  
 23. Währung,  
 24. Sänger des  
 Alterthums, 25.  
 amerikanischer  
 Erfinder, 26.  
 Handelsge-  
 wicht, 27. sa-  
 genhaftes We-  
 sen, 28. einer  
 der ersten rö-  
 mischen Kon-  
 suln, 29. starker  
 ostindischer  
 Brantwein.

Hans v. d. Mürz.

## 2. Wechsel.

Herrliches Asyl  
der Schweiz,  
 Gipfel weit um-  
 fassen,  
 holder Reiz.  
 Nur Prosa wird's  
 verblaffen. M.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 40.

1. Kreuzwörterfjel: Wageredt: 1. Krupp,  
5. Gera, 6. Jude, 8. Agent, 10. Flumber,  
12. Lupe, 14. Sder, 17. Amamba, 18. Remise,  
19. Spital, 22. Relais, 24. Rose, 25. Urne,  
26. Rhombus, 29. Unter, 30. Kafe, 31. Mixe,  
32. Elfa. — Entrecht: 1. Kal, 2. Nagula,  
3. Pindar, 4. Put, 7. Baum, 9. Nres, 10.  
Fenster, 11. Nomulus, 12. Laffo, 13. Paris,  
15. Dinar, 16. Reufe, 20. Riet, 21. Lionel,  
22. Rubens, 23. Ingo, 27. Kafe, 28. Uria.  
I. + II. + III.: So lang man lebt, je man  
lebenbig! — 2. Silbenräfel: Pandang,  
Reiteret, Gergia, Bfen, Wenden, Duno,  
Legato, Laute, Bina, Chiemlee, Sago,  
Cinte, Aller, Niere, Iowa, Miete, Drina,  
Erde, Note, Bahao, Erna, Niederwald,  
Arania, Norwegen, Dachstein, Insef, Man-  
tua, Polomitten, Ideal, Chedive, Cinte,  
Coam, Nahum, Aimenau.

„Frei will ich sein im Denken und im Dichten;  
im Handeln schraenkt die Welt genug uns ein.“

— 3. Kapselträtzel: Jamaila, Ebensee, Hedwig, Erdmaus, Banknote, Flugschiff, Kugelfisch, Dnjele, Liverpool, Wolsgang, Magnesium, Brientau, Burgdorf, Ednee, Chiemsee, Stralsund, Ruderklub, Kofeager, Genugtuung, Befürwortung, Oldenburg, Andersen, Markomannen, Regiment, Demagogie. — Am Abend wird man flug für den vergangenen Tag; doch niemals flug genug für den, der kommen mag.